Die
Mennonitische Rundschau

Lasset uns fleißig sein zu halten die Einigkeit im Geist.

34. Jahrgang. Scottdale, Pa., 16. Aug. 1911 No. 33



Gott lässet Gras wachsen für das Vieh und Saat zu Nutz des Menschen, daß das Brod des Menschen Herz stärke.

Unterhaltung.

Wo ist Fried' zu finden?

Nach dem Frieden streben
Alle Menschen hier.
Was kann Frieden geben?
Mensch, o sag' es mir!

Können Geld und Reichtum
Dir dies Glück verleih'n?
Können Ehr und hoher Ruhm
Friedensträger sein?

Nein, es hat den Frieden
Nur ein gläubig Herz,
Das dem Herrn hienieden
Traut in Freud und Schmerz.

Das in jedem Leide
Sieht des Herren Hand,
Und bei jeder Freude
Denkt: Gott hat's gesandt.

Nur der Glaube bringet
Fried ins Herz hinein;
Einst der Glaube bringet
Ewgen Frieden ein.

Hel. von Sehren.

Licht und Oel.

Es ist doch merkwürdig, wie die Leute in dieser aufgeklärten Zeit so viele neue Erfindungen machen, sowohl gute, als auch böse. Neulich las ich in einer Zeitschrift, daß ein gelehrter Professor ein sehr wichtiges Licht erfunden hat, welches den menschlichen Körper noch besser durchleuchte als die Röntgenstrahlen. Also ein guter Fortschritt der Wissenschaft. Leider ist die Vernunft das Licht der Welt, und solange der Mensch nicht eine neue Kreatur durch den lebendigen Glauben an Jesum Christum geworden ist, bleibt er doch in Finsternis. Ja, die Welt sucht nach mehr Licht und Gemächlichkeit, um sich das Leben in dieser so wichtigen Zeit recht angenehm zu machen; und doch ist das meiste dabei nur bittere Täuschung. Aber auch wie schade, das Licht, Jesus, welches alle anderen Beleuchtungen weit übertrifft, das übersehen die Hochgelehrten meistens, und daher sind dieselben trotz allem Wissen zu bedauern, denn wer Jesum und sein Wort nicht als ein Licht auf seinem Wege durch diese gefahrvolle Welt hat, dem hilft auch das eben erfundene Licht nichts zur Seligkeit, und er irrt wie ein Schiffer ohne Kompaß auf dem Meere dieses Lebens umher, und geht zuletzt doch zu Grunde. So schön auch das neuerfundene Licht für Aerzte ist, weil es den menschlichen Körper durchleuchtet, so ist unser Heiland, als das Licht der Welt, nach Joh. 8, 12 weit mehr zu bewundern, denn er kann nicht nur den ganzen Körper des Menschen durchschauen, sondern auch unsere Herzen prüfen, und dieselben erneuern und fähig machen, Frucht zu bringen für das ewige, selige Leben. Also wir Menschen brauchen Licht im Natürlichen, wie auch im Geistlichen. Aber wenn man in einer Lampe gutes Licht haben will, so muß man selbstverständlich auch gutes Oel haben. Und wenn wahre Kinder Gottes im Licht wandeln wollen und sollen, dann brauchen dieselben auch echtes Oel dazu, und das ist die Salbung des Heiligen Geistes, denn wo die fehlt, da hilft selbst die große Erkenntnis und Gelehrsamkeit auch nichts, das heißt, zum Seligwerden. Es gibt in dieser Zeit viele Prediger, die sehr gute Schul- und Bibelkenntnis haben, und doch ist ihnen die Heilige Schrift nur ein toter Buchstabe, weil sie nicht die Salbung und das wahre Licht von oben haben, aber mit einem Wort kurz gesagt, nicht bekehrt sind, sondern eingebildet und verbildet sind, und daher auch nicht mit ihrem vielen Predigen Erfolg haben, und als weltfromme Christen si chmit dem äußeren Scheinwesen begnügen und noch anderen Seelen ein Hindernis zur Seligkeit sind. Daher ist es hohe Zeit, daß sich das Volk Gottes mehr denn bisher um das wahre Licht des Evangeliums bekümmert, welches die ganze Welt erleuchten kann, insofern die Jünger Jesu den letzten Befehl ihres Meisters befolgen, wozu aber auch eine biblische Heiligung gehört. Ebr. 12, 14. Denn wenn das wahre Licht die dunkle Welt beleuchten soll, dann muß auch das rechte Oel in der Lampe sein, und das fließt vom Heiligtum Gottes stets in die Herzen der Gläubigen. Es steigt oft in dieser Zeit die Frage auf, wie es doch wohl kommt, daß nach der Bekehrung unsere liebe Jugend wieder so gleichgiltig werden, und fast nie mehr in der Gemeinde beten, oder ein Zeugnis für Jesum ablegen, woraus man schließen darf, daß solche Geschwister das Kämmerleinsgebet und das Lesen der Bibel oft unterlassen, sonst würde sich mehr geistliches Leben bemerkbar machen, während jetzt der Hochmut so grell hervortritt, daß oft unter Bekehrten und Unbekehrten fast kein Unterschied zu sehen ist. Das kommt daher, weil schon viele Prediger mit ihren guten Vorträgen am Sonntage sich begnügen und keine Erbauungs- und Gebetsstunden haben, wodurch sich nur zu schnell ein oberflächliches Christentum bemerkbar macht, und im Leuchtturm kein Licht zu sehen ist, wobei dann viele Seelen Schiffbruch leiden, und den erhofften Friedenshafen nicht erreichen, weil das Warnungssignal nicht gut zu sehen war.

Geschwister, wollen mehr Ernst an den Tag legen, und uns betend gemeinsam aufmuntern,, unsere schuldige Arbeit aus Liebe zum Heiland und unsern Mitmenschen zu tun, worauf der Segen Gottes ruhen wird, und alles Versäumte nachgeholt werden kann. Gott helfe uns, das ist mein Wunsch und Gebet.

J. W. Fast,

Jansen, Nebr.

Wenn du könntest glauben!

Markus 9, 23.

Es war ein bedrängter Vater, dem Jesus einst dieses Wort zugerufen hat. Die Not hatte ihn zu Jesu getrieben. Das furchtbare Elend seines epileptischen und dämonischen Kindes lastete zentnerschwer auf seinem Herzen. Da war er zu Jesu Jüngern gekommen, aber sie standen dieser schrecklichen Krankheit ohnmächtig gegenüber. Nun schüttete er Jesu sein Herz aus, und fügt bei: „Kannst du aber was, so erbarme dich unser und hilf uns."

So rührend diese dringende Bitte des Vaterherzens ist, — Glaube, echter Glaube wie Jesus ihn sucht, ist das nicht. Es liegt darin viel mehr ein kranker Gedanke u. der muß zuvor geheilt werden, ehe Jesus an die Heilung des kranken Kindes gehen kann. Wenn man beim Gebet mit der Möglichkeit rechnet, die göttliche Hilfe könnte angesichts der Größe der Not versagen, wenn einem dabei die Angst beschleicht, an Jesu Unvermögen könnte die Sache scheitern, dann steht man von vornherein nicht auf dem richtigen Glaubensstand. Da ist ein Kardinalfehler vorhanden, der korrigiert werden muß.

Und Jesus geht darauf aus, diesen Fehler zu korrigieren, denn er will nicht einfach heilen und helfen ohne jegliche sittliche Forderung. Er fordert Glauben für seine Wunder. Und wo der Glaube noch fehlt, da weckt er ihn zuerst und erzieht ihn dazu. Darum nimmt er hier das Wort des bittenden Vaters und weist es auf ihn zurück, wie das im griechischen Grundtext so schön hervortritt — gleich als wollte er sagen: Das „wenn du etwas kannst," ist nicht auf mich zu beziehen, sondern auf dich. An meinem Können und Vermögen wird die Heilung deines Kindes nicht scheitern; denn göttliche Allmacht wird niemals von der Größe menschlichen Elends und der Macht dämonischer Gewalten zurückschrecken. Aber die Heilung könnte scheitern an deinem mangelnden Glauben. Darum „wenn du könntest glauben! Alle Dinge sind möglich dem, der da glaubet."

Das brennt nun dem aufrichtigen Mann auf der Seele, daß möglicherweise sein Kind um seines Unglaubens willen leiden und dahinsiechen sollte. Da rafft er sich mit aller Kraft auf, gesteht seine Schuld und Schwäche ein, und fleht um Erlösung vom Unglauben. Dazu ist sein Bekenntnis: „Ich glaube," zugleich auch redlich und wahr; denn sein Unglaube war nicht mehr jener Unglaube wie in Nazareth, der den Herrn unfähig zum Helfen machte, sondern ein Unglaube, der schon erschüttert u. entwurzelt war, u. den Jesus dadurch ganz zertrat, indem er ihm die Hilfe gab. Der Herr spricht ein Mahnwort über das Kind. Die Krankheit nimmt mit einem letzten, schweren Anfall Abschied. Totenbleich lag das Kind da. Es schien, als sei nun vollends alles aus, und das Leben sei gänzlich von ihm gewichen. Aber siehe da, der Herr hatte über alle ihm entgegenstehende Mächte gesiegt. Freudig zieht der Vater mit seinem gesunden Sohn heim. Nachdem erst die Macht des Unglaubens in seinem Herzen gebrochen war, und der Glaube an Jesum, den Gottes Sohn, darin die Herrschaft gewonnen hatte, war kein Hindernis mehr gewesen; Jesus konnte seine Bitte erhören: „Erbarme dich unser und hilf uns!"

Und wie bei diesem Vater, so ist Jesus auch bei uns bereit, unserm mangelhaften Glauben aufzuhelfen, daß er zum Sieg kommt und die göttliche Hilfe erfährt. Wenn einer bekennt und klagt: Ich möchte glauben, ich will glauben, aber ich kanns nicht in eigener Kraft, dann kommt der Herr einem solch aufrichtigem Verlangen entgegen; er weiß das schwache Flämmlein zu einer hell scheinenden Flamme anzufachen; er kann den schwachen Glauben stärken, daß er große Dinge ausrichten kann. Für ein redliches Gemüt ist der Glaube im Grunde eine einfache Sache, nur in einer zwiespältigen Seele kann er nicht zum Sieg kommen. Blaise Pascal fragt einmal: „Warum glauben so viele nicht an die göttlichen Wahrheiten? Etwa, weil sie ihnen nicht bewiesen worden sind, nein, weil sie ihnen nicht gefallen!“ Der alte Mensch ist mit den Forderungen des Glaubens nicht einverstanden. Er will nicht den Weg der Kreuzigung gehen, den doch der Glaube verlangt. So kommt die Seele freilich nicht aus ihrem Unglauben heraus, und geht schließlich noch daran zugrunde. Jesus hat einst den ungläubigen Juden gesagt: „ Wie könnt ihr glauben, die ihr Ehre von einander nehmt? Und die Ehre, die von Gott allein ist, suchet ihr nicht!“ So gibt es Hindernisse des Glaubens, die in unserer eigenen Person liegen, die eitle Ehrfurcht, die Welt- und Sündenliebe. Und dabei verschanzt sich das böse Gewissen hinter die scheinbar so berechtigte Forderung nach Beweisung des Glaubens. Ach, diese Beweise des Glaubens sind längst vorhanden; aber man sieht sie nicht, und kann sie nicht sehen, weil das Auge nicht rein ist, sondern verschleiert durch den unreinen Hang selbstsüchtiger Begierden.

„Der Glaube ist eine Tat, die größte Tat des Menschen“ — sagt der fromme Maler Ludwig Richter — ein Erkennen unseres Lebens in der Selbstsucht, ein Sterben des natürlichen Menschen, und ein Ergreifen der Gnade und Liebe Gottes in Christo und ein Leben inihm, durch ihn, mit ihm . Der Glaube ist aber nicht ein Pensum, das man zu lernen hat, und das man dann nach und nach fortbetet. Es ist eben die höchste Tat des Gemütes, wo Erkennen, Begehren und Wollen in eines zusammenfallen, und in dieser lebendigen Vereinigung aller Kräfte kann der Mensch, und soll er dem Himmelreich Gewalt antun, und die solches tun, die reißen es an sich.“

Und wo so der Glaube Wurzel gefaßt hat in einem redlichen Gemüt, da ist er wirklich eine einfache, ja wir möchten sagen, eine, im höheren Sinne des Wortes genommen, natürliche Sache. Da braucht man sich nicht widernatürlich und unnatürlich in irgend etwas, das einem eigentlich ferne liegt, hineinzuarbeiten und hinaufzuschrauben, wie sich manche Leute das Glaubensleben vorstellen, sondern man lebt darin und atmet geistiger Weise darin, wie der leibliche Mensch in der ihn umgebenden Luft atmet. —Schneller.

Lache nicht über die Ratschläge alter Leute.

Was ein Lokomotivführer erzählt.

Der Schnellzug hielt wie gewöhnlich eine halbe Stunde in P. an, um auf die nördliche Post zu warten, so erzählt eine amerikanische Dame. Während ich auf der Plattform vor dem Bahnhofe hin und herspazierte, fielen meine Blicke auf die große, schöne Lokomotive, deren blankpolierter Zylinder, Kuppel und Pfeife im hellen Schein der Sonne erglänzten. Der Führer, ein stark gebauter Mann mit grauem Haar, ölte die Maschine und rüstete alles für die Weiterfahrt. Man konnte es ihm am Gesicht absehen, daß er die große Verantwortlichkeit fühlte, die er zu tragen hatte. Der milde Ausdruck seiner Züge ermutigte mich endlich, den Mann anzureden.

„Sie haben wohl schon lange eine Lokomotive geführt?“

„Lange genug, Madame, um das Geschäft gründlich zu verstehen,“ antwortete er kurz. Ich ließ mich aber nicht so schnell abfertigen, und fing an, die wirklich schöne mit den neuesten Verbesserungen ausgestattete Maschine zu loben. Jetzt leuchtete sein Gesicht auf; er hatte bemerkt, daß ich etwas vom Maschinenwesen verstand, und als e rdann vollends hörte, daß mein einziger Bruder auch Lokomotivführer gewesen sei, wurden wir bald gute Freunde.

„Ich habe jetzt 25 Jahre lang diese Bahn befahren,“ erzählte er nun, „zuerst als Heizer, dann als Führer des Kieszuges, dann eines Frachtzuges. Jetzt habe ich die beste Stelle auf der ganzen Linie und die schönste Lokomotive. Goldblatt-Expreß heißt dieser Zug. Die Schlafwagen, die Palastwagen, der Holzwagen und mein Coupe sind alle prächtig bemalt und vergoldet.“

„Ja, es glänzt alles so im Sonnenschein,“ fuhr ich dann fort: „Daß Sie so befördert wurden, läßt mich schließen, daß Sie nicht nur gewissenhaft und vorsichtig waren, sondern auch immer Glück hatten bei ihren Fahrten.“

„Gott sei Dank,“ erwiderte er, „mir ist nie ein schwerer Unfall begegnet, aber das kommt wohl daher, daß ich immer eine Bibel bei mir habe. Sehen Sie das Buch dort oben?“

Ich schaute auf, und richtig, da lag gerade vor dem Sitze des Führers, zwischen dem Dampfmesser und dem Fenster seines Häuschens, eine kleine offene Bibel auf eigenem Gestell, sodaß der Blick des Führers so oft es ihm beliebte, sich darauf richten konnte.

„Ich habe das liebe Buch schon daheim etliche Male durchgelesen,“ fuhr er fort, „und dadurch daß ich es hier offen daliegen habe, ist es mir gelungen, schon recht viele Stellen meinem Gedächtnis einzuprägen. Manchmal hat es mir schon zur Stärkung gereicht; besonders einmal erhielt ich durch einen einzigen Bli ckauf eine Bibelstelle wunderbare Kraft und Seelenruhe.“

„Und wie kam das?“ fragte ich begierig.

„Nun, Madame,“ das ist eine Geschichte, von der ich selten spreche,“ und damit reichte er das Oel dem Heizer hinauf, um seine Hände an einem Stück Baumwolle abzuputzen, „doch kann ich sie Ihnen wohl erzählen; wir haben ja noch Zeit genug. Sehen Sie, ich fuhr damals auf dem unteren Teil der Bahn, und mein Zug war ein Schnellzug, der um die Zeit der Abenddämmerung gewöhnlich mit etwa einem Dutzend schwer beladener Wagen und zahlreichen Passagieren die Stadt zu verlassen pflegte. Wenn Sie schon öfters auf dieser Bahn gefahren sind, so erinnern Sie sich gewiß der Stelle, wo man über den L . .-fluß muß, der ja zugleich den Eingang in den Hafen bildet. Da der letztere ziemlich belebt ist, so mußte an der Bahn eine Vorrichtung angebracht werden, um die Schiffe durchzulassen. An diesem Posten stand ein Wärter, der den herannahenden Zügen jedesmal ein Signal geben mußte, ob die Brücke offen sei oder nicht. Ja, es war eine gefährliche Stelle, aber nachdem ich anderthalb Jahre zweimal täglich oder öfter hindurchgefahren war, und immer alles in bester Ordnung gefunden hatte, so fühlte ich mich allmählich ebenso sicher, wie an irgend einem andern Teil der Bahn. In jener Nacht, von der ich rede, war mein Schnellzug etwas verspätet, und um die verlorene Zeit wieder einzuholen, ließ ich ihn etwas schneller laufen als gewöhnlich. Wie immer blickte ich beim Herannahen nach dem Signal, und der Wärter gab auch das gewohnte Sicherheitszeichen. Er stand dabei auf einem Felsen an einer Stelle, wo die Bahn, um an den Fluß zu gelangen, einen Bogen macht. Ich hatte nur gerade Zeit genug, um zu bemerken, daß der Wärter nicht der lahme „Dschim,“ der sonst ohne Ausnahme den Dienst versehen hatte, sondern ein neu Angestellter war. Im nächsten Augenblick hatten wir schon die Brücke selbst in Sicht, und zu meinem Entsetzen sah ich, daß dieselbe weit offen stand, und ein tiefer Abgrund sich vor mir und meinem dahinrasenden Zuge auftat. Ich schaute auf die offen daliegende Bibel und mein Blick fiel auf die Worte: „Ich will dich nicht verlassen noch versäumen.“ Das betäubende Gefühl gänzlicher Hilf- u. und Ratlosigkeit, das mich im ersten Augenblick an Leib und Seele wie gelähmt hatte, verließ mich nun, und ich wurde so ruhig und besonnen, wie ichs im gegenwärtigen Augenblick bin.“

„Sie wissen, Madame, daß die Pflichten eines Lokomotivführers derartig sind, daß er häufig, besonders in einem solchen Notfalle, sich im Nu entschließen muß, so oder anders zu handeln. Diesmal hatte ich keinen Augenblick Zeit, mi chzu besinnen. Hätte ich sie wohl gehabt, so hätte ich mich wohl entschlossen, eben das zu tun, was ich nun ohne Besinnen tat. Ich blies die Pfeife zum Bremsen und ließ meine Maschine rückwärts arbeiten. Dem Heizer brauchte ich nicht erst zu sagen, was er zu tun habe. Er zog die Bremsen des Begleitwagens hastig und mit Anstrengung aller seiner Kräfte an. Es war ein sauberes, trockenes Geleise, und ich glaube nicht, daß je ein Zug mit ähnlichen Enirichtungen schneller zum Stehen gebracht worden ist.

„In jenem Augenblicke hatte mich die

Fortsetzung auf Seite 8.

Der Ursprung der Gemeinschaft der Schweizer Brüder und die Geschichte der ersten Brüder in Zürich.

Fortsetzung.

Weitere Maßregeln gegen die Brüder.

Ende Januar 1525 befanden sich vierundzwanzig Brüder, zumeist aus Zollikon, im Augustinerkloster in Haft, unter ihnen Hans Brubbacher, Valentin Gredig, Heini Wißhans Hottinger. Sie wurden nach Verhör am 8. Februar gegen hohe Bürgschaft mit einem Verweis entlassen. Manz und Blaurock wurden bald darauf mit andern gefangen genommen und verhört, aber dann entlassen mit Androhung schwerer Strafe, wenn sie von ihrem Vornehmen nicht abstünden. Am 11. März beschloß der Rat, alle die seit der Verhandlung mit den Gefangenen im Augustinerkloster den Täufern beigetreten, in Haft zu nehmen, und wer sich fortan taufen lasse, solle ohne Verzug mit Weib und Kind des Landes verwiesen werden. Die Verhaftung der Täufer, soweit man ihrer habhaft werden konnte, fand am 16. März statt. Neben Manz und Blaurock waren Hans Hottinger, Heinrich Aberli, Fridli Schuhmacher, Gabriel Giger von St. Gallen, Anton Roggenacher (Kürschner) von Schwyz, Valentin Gredig, Philipp Kim, Hans Ockenfuß, Peter Forster, ein Schullehrer von Luzern unter den Gefangenen. Grebel hatte das Gebiet von Zürich verlassen und sich nach Schaffhausen begeben, wo sich auch die aus Zürich Verbannten Reublin und Brötli eine zeitlang aufhielten. Ein vornehmer Bürger der Stadt, Hans Waldkirch, war mit einer Schwester Grebels verheiratet. In Waldshut besuchte dann Grebel, wie Keßler erzählt, Balthasar Hubmaier.

Ein Bekenntnis Blaurocks.

Von den Grundsätzen der Brüder läßt sich ein klares Bild gewinnen aus den Aussagen der Gefangenen, die sich über ihren Glauben vor der Obrigkeit zu verantworten hatten. Blaurock reichte ein Bekenntnis ein an den Rat, welches wie folgt lautet[76]: „Lieben, gnädigen Herren! Christus Jesus ist nach heiterer Voraussagung Gottes und Verordnung dessen, der alle Dinge schaltet und waltet, gekommen, den Fall Adams wiederzubringen, in dem wir alle tot waren. Denn deswegen hat Gott seinen Sohn gesandt und ihm alle Gewalt im Himmel und auf Erden gegeben, daß ein jeglicher, der seinen Namen anrufen und auf ihn vertrauen würde, das ewige Leben hätte. Also hat Christus seine Jünger ausgesandt und ihnen befohlen, daß sie hingehen sollten, alle Völker lehren, daß ihm alle Gewalt von Gott seinem Vater gegeben worden, und alle die, die seinen Namen anrufen würden, durch seinen Tod Nachlassung der Sünden empfingen — und zu äußerlicher Anzeigung desselben sie zu taufen befohlen. Darauf, als auch ich solches gelehrt, haben sich etliche weinend zu mir gefüget und mich gebeten, daß ich sie taufte. Habe ich solches ihnen nicht können abschlagen, sondern ihnen das nach ihrem Begehren vollstreckt und den Namen Christi über sie angerufen; darnach sie weiter gelehrt Liebe und Einigkeit und Gemeinschaft aller Dinge, wie auch die Apostel im zweiten Kapitel der Apostelgeschichte.[77]) Und daß sie des Todes Christi alleweg eingedenk wären und seines vergossenen Blutes nicht vergäßen, habe ich ihnen angezeigt den Brauch Christi, den er gehalten hat in seinem Nachtmahl, und haben zugleich miteinander das Brot gebrochen und den Wein getrunken, daß wir eingedenk wären, daß wir alle zugleich durch einen Leib Christi erlöst und durch ein Blut gewaschen; daß wir auch also eins wären, je einer des andern Bruder und Schwester in Christo unserem Herrn. Von diesem allen weiß ich mit fester Versicherung, daß es der unwandelbare Wille Gottes ist. Darum bitte ich eure Weisheit daß sie sich an dem Eckstein Christo nit zerstoße. Gott bewahre alle, die seinen Namen in der Wahrheit anrufen. Amen."

Manz' Bekenntnis. Versammlungen in seinem Haus.

Felix Manz sagte in einem Verhör: „Er wolle bei der Wahrheit bleiben, daß der Kindertauf nit aus Gott, sondern aus den Menschen sei, und daß der recht getauft sei, welcher in der Erkenntnis Gottes sei, und willig sei, sich zu bessern und ein Jünger Christi zu sein." Wer diesen Forderungen nachkomme und die Taufe begehre, dem könne er sie nicht abschlagen. „Die Schrift und ihre Gründ stünden so fest, daß sie nicht mögen auf die Seite gesetzt noch überwunden werden; so sei der Kindertauf nicht gerecht und die Taufe auf den Glauben gerecht. Und dieweil Zwingli solches [die Rechtmäßigkeit der Kindertaufe] lehre, so lehre er unrecht und fälschlich. Ihn habe nichts dazu getrieben, den Kindertauf zu verleugnen und dawider zu sein, als die heitere und wahre Schrift. So hab ihn auch nichts anderes auf den Wiedertauf gebracht, denn daß er gewußt, er sei nit getauft. — Und wie ihm auch vorgehalten ward, daß sie nächtlich Versammlungen gehabt hätten, darauf gab er Antwort: Wie er [die h. Schrift] hebräisch gelesen [und übersetzt] in seinem Haus, da seien etliche zu ihm gekommen und ihn allda gehört. Und nach dem Lesen ging dann jedermann wieder heim. Es seien sonst zuweilen auch ehrbare Leute zu ihm gekommen, haben aber nie keine Versammlung gehabt, die jemand zum Nachteil gereicht habe. — Der besonderen Kirche halber sagt er, als gedachter Doktor [Sebastian Hofmeister von Schaffhausen] ihm geklagt, wie seine Oberen gegen ihn seien, hätte er ihm seine Meinung gesagt nämlich daß er die, die sich Christi annehmen, dem Worte gehorsam sein und nach Christo wandeln wollten, versammeln und sich mit denselben durch den Tauf vereinbaren, die andern hingegen wollte er auf ihren Glauben bleiben lassen. Als er ferner gefraget worden, was seine Meinung von der Gemeinschaft der Güter gewesen, antwortete er, es seie niemals seine Meinung gewesen, daß alle Dinge gemein sein sollten, jedoch müsse ein guter Christ seinem Nächsten mitteilen, wenn er Mangel hätte."—„Er habe auch den Prädikanten nie zugemutet, sich über ihre Predigt zuvor mit ihm zu besprechen."[78]) — „Des Predigens wegen, wer ihm Gewalt gegeben

---

[76]) Aktensammlung No. 646.

[77]) Dies ist die wichtigste Stelle, die dafür zu sprechen scheint, daß die Brüder die Gemeinschaft der Güter befürworteten. Blaurock hat im April 1525 ausdrücklich vor den Behörden erklärt, in Uebereinstimmung mit den übrigen Führern der Brüder, er sei nicht für Gütergemeinschaft, „welcher aber," so soll er ferner gesagt haben, „ein guter Christ sei, der solle das Seine austeilen, sonst sei er keiner." Die Aussagen der Brüder sind oft ungenau und schief wiedergegeben worden. Blaurock war nicht der Ansicht, daß ein Christ keinen irdischen Besitz haben dürfe, sondern er habe sich als Gottes Haushalter zu betrachten. Auf die Frage der Stellung der Brüder zu der Gütergemeinschaft werden wir gelegentlich zurückkommen.

[78]) Zwingli hatte ihn nämlich in seinen Aussagen über ihn vor den Nachgängern beschuldigt, er habe von den Prädikanten verlangt, „daß sie ohne ihr (der Täufer) Wissen gar nichts predigen sollten, sondern sich vorher mit ihnen unterreden." (Aktensammlung No. 692). Diese Beschuldigung Zwinglis ist trotz des Protestes Manz' als auf Tatsache beruhend dargestellt bei Egli, Schw. Ref. Gesch. Bd. 1, S. 89. Gegen Grebel ward von Zwingli dieselbe Klage erhoben, worauf die-

habe, daß er in den Pfarreien anderer solle predigen, antwortete er: Christus hat seinen Vater bis in den Tod bekannt, und welcher ihn bekennen wird vor den Menschen, der wird sein Jünger sein und von ihm bekannt werden vor seinem himmlischen Vater. Nun frag ich, ob mir zieme, Christum den Gekreuzigten zu bekennen? Und er habe das getan, das ihn der geheißen, der ihn gesandt habe."

Aussagen Grebels und Blaurocks.

Konrad Grebel sagte der Kirche halber, „welcher ein Geiziger, Wucherer, Spieler etc. sei, wie denn die Schrift ausweist, der solle mit dem Bann ausgeschlossen werden.[79]) — Er beharre und bleibe darauf, daß der Kindertauf nicht recht und der Tauf, den er angenommen, gerecht sei; dabei wolle er bleiben und Gott walten lassen." — Er zweifle nicht, daß Zwingli, Jud und Großmann und andere „wohl wüßten, daß man die Kinder nit also taufen solle, wenn sie nur die Wahrheit sagen wollten." „Er wolle in allen weltlichen Dingen meinen Herren gehorsam sein. Er habe niemals gelehrt, daß man der Obrigkeit nit gehorsam sein solle." Zwingli, Doktor Bastian (Hofmeister) u. a. hatten über ihn Aussagen gemacht, die er in Abrede stellte.

Georg Blaurock: „Seine Meinung sei alleweg gewesen und sei noch nit anders, als die, so für und für in offenen Lastern und Sünden leben, als nämlich Säufer, Hurer, Ehebrecher, Spieler, Raßler, Wucherer und dergleichen, von ihnen auszuschließen — wenn aber einer solches heimlich in seinem Herzen trüge, denselben ließen sie bei ihnen bleiben," d. h. sie maßten sich nicht an, über den Herzenszustand des Einzelnen zu urteilen, sondern straften offenbare Sünde. Es sei gänzlich unwahr, daß er zum Widerstand gegen die Obrigkeit aufgereizt. Für Gütergemeinschaft sei er nicht. „Er wisse nit anders, denn daß er der erst gewesen, so sich habe taufen lassen und vom Tisch des Herrn gegessen, wie es der Herr seinen Jüngern zum letzten Nachtmahl gegeben habe, und sei auch allen Begehrenden zu willen worden in beiden Stücken. Des Zwinglis halb sagt er, daß Zwingli der Schrift Gewalt tue etc. Dessen erbietet er sich, vor meinen Herren oder wo man wolle, Antwort zu geben."

Taufe ohne Herzensänderung nutzlos

Anton Roggenacher (Kürschner) antwortet: Er halte die Taufe für gerecht, wenn der Mensch von Sünden abstehe und sich befleißige, Christo nachzufolgen, so viel ihm Gott Gnade gebe, sonst sei die Taufe nutzlos, wie oft sich auch einer taufen ließe, wenn er allewege wieder in den Hauptsünden verharrete und nicht davon stehen wollte. — Hans Oggenfuß, der Schneider, gibt seine Antwort also: „Sintemal niemand gewesen, und auch keiner sein könne, der aus dem Alten und Neuen Testament dargebracht hätte oder darbringen werde, daß man die Kinder taufen solle, wollte er bei der Wahrheit bleiben und es mit seinem Blut bezeugen, wie sein Vorfahr Christus. Sonst wollte er meinen Herren gehorsam sein in allen Dingen."

„Was mir Gott gegeben, mag mir niemand nehmen."

Valentin Gredig gibt seine Antwort des Taufs halben: „Es habe ihn nichts dazu bewegt, denn das klare Wort Gottes, das da heiter ausdrückt: Gehet hin zu allen Völkern, lehret und taufet sie; wer da glaubt und getauft wird, der wird selig usw. Das habe ihn dazu bewegt, aber daß er irgendwie wider die Obrigkeit streite, oder sich unterstünde, dieselbe abzustellen, sei ihn in Sinn und Gedanken nie kommen, denn er wohl wisse, daß man eine Obrigkeit haben müsse. Zinsen und Zehnten zu geben halte er für gerecht. Die von Gott dem Allmächtigen eingesetzte Taufe halte er für gerecht, „nämlich, so einer glaubt und getauft wird." — Ruotsch (Heini) Hottinger „vermeint auch, daß kein Ehebrecher, Hurer, Geiziger und Wucherer das Gotteswort möge verstehen — Was ihm Gott in sein Herz gegeben, mög ihm niemand nehmen."

Verwerfung des Eidschwurs.

Hans Brubbacher von Zumikon sagt: „Was einer bei Treu und Glauben zusagt, dasselbe soll er auch mit Werken erstatten und keinen Eid schwören."[80])—„Eine Obrigkeit darf mit keinem christlichen Gemüt weder Mörder noch Diebe töten; aber sie soll dieselben laut den Worten des Paulus zwischen die Wände legen und bis zur Bekehrung warten."[81]) Brubbacher wurde auf der Folter befragt über die Gemeinde und ihre Führer. Er sagte, die Täufer lehren nicht, es sollte keine Obrigkeit sein, oder daß sie, wenn sie es vermöchten, sie vertilgen wollen.

„Wollet mir den Glauben frei stehen lassen."

Hans Müller schreibt an den Rat: „Wollet mir mein Gewissen nit beschweren, dieweil der Glaub eine freie Gab und Schenkung Gottes ist. — Ich bitt euch, ihr Diener Gottes, ihr wollet mir den Glauben lassen frei stehen. — Ich weiß wohl, daß der Glaube nicht aufzunehmen ist, wie ein Stein." — Jakob Hottinger von Zollikon: „Meine Herren und ihre Prädikanten geben der Obrigkeit mehr zu als sein sollte, denn es keiner Obrigkeit zusteht, das Gotteswort mit ihrer Gewalt zu handhaben, dieweil dasselbige doch frei ist." Er wolle sich aus der Schrift belehren lassen, könne aber nicht finden, daß meine Herren die Kindertaufe als gerecht erwiesen haben. „Er bitt' meine Herren, daß sie ihn nit von seinem Fürnehmen und Glauben drängen, sondern dabei bleiben lassen wollen."[82])

Ein Brief an die Brüder in Zollikon.

Es ist uns ein Brief erhalten von einem der gefangenen Täufer an die Brüder und Schwestern in Zollikon. Derselbe lautet: „Der Fried Gottes sei mit allen Brüdern und Schwestern in Zollikon. Gnade, Barmherzigkeit und Erleuchtung Gottes des heiligen Geistes sei mit allen Brüdern und Schwestern. Wir tun euch zu wissen, daß wir Brüder ge-

---

ser, als sie ihm von den Nachgängern vorgehalten wurde, sagte: „Er habe weder Zwingli noch andern nie zugemutet daß sie nichts predigen, sie unterredeten sich denn vorher miteinander, sondern er habe in Leos (Juds) Haus gered' daß, wenn man etwas predigen wolle, man das Wort Gottes vor die Hand nehme und kein' Mittler noch nichts anderes dazu nötig habe." (Aktensammlung No. 692; Füßli Bd. 1 S. 247 f). Grebels Bemerkung erklärt sich aus der Neigung Juds, allenthalben in Zwinglis Fußstapfen zu treten.

[79]) Eine Ausschließung offenbarer Sünder von der Kirche gab es in Zürich nicht; vielmehr war auch deren freiwilliger Austritt aus der Kirche nicht gestattet.

[80]) Ueber die Begründung der Verwerfung des Eidschwurs vgl. Art. 7 der „Brüderlichen Vereinigung" von Schlatt, und Menno Simons Schriften.

[81]) Der Gedanke ist weiter ausgeführt worden durch Menno Simons, worauf a. O. hingewiesen werden wird.

[82]) Die hier wiedergegebenen Aussagen der Brüder nach Aktensammlung No. 636, 646, 674, 675, 692, 762, 792, 795; Füßli Bd. 3 S. 211 ff. — Den letzterwähnten Punkt betreffend gibt Bullinger in seinem größeren Werk gegen die Schweizer Brüder die gewichtigen Gründe an, welche von den Brüdern gegen den herrschenden Religionszwang vorgebracht wurden. Das Nähere wird a. O. mitgeteilt werden.

fangen sind in Christo unserem Herrn. Dem sei Lob und Dank. Bei denselbigen ermahnen wir euch, daß ihr nit erschrecket, so eure Brüder durch den Willen Gottes in die Gefangenschaft getan worden sind, welches doch nichts anderes ist als eine Probierung von Gott, ob wir wollen stark in ihm sein. Das wollen wir mit der Hilfe Gottes bis an unser Ende. — Auch also wollen wir euch um Christi willen gebeten haben, daß ihr auch stark seiet in Christo, und euch nicht lasset abschrecken, so ihr allein seid, doch ihr seid nit allein, Christus ist mit der Wahrheit bei euch. Und vor allem, so ihr zusammenkommet, so tut zum allerersten ein rein Gebet zu Christo und zu Gott dem Vater, und bittet, daß er euch einen gebe, der da taufe und lehre; und ermahn je einer den andern; und fürchtet niemand, weder Gewalt noch Schwert, denn Gott wird bei euch sein, so ihr in wahrem Glauben bittet. — Auch so lasset eures Bruders Peter Ehegemahl euch befohlen sein mit Notdurft und Handreichung. Und bittet Gott für uns alle; das wollen wir euch auch tun. Der Fried Gottes sei mit euch allen. Amen."[83])

Ein Gespräch. Zwingli über die Kindertaufe.

Mit den gefangenen Täufern wurde ein längeres Gespräch gehalten.[84]) Am 20., 21. und 22. März wurden sie einzeln vor eine Kommission bestehend aus Prädikanten, Ratsherren u. a. gestellt. Jedermann durfte den Verhandlungen beiwohnen. Akten über das Gespräch gibt es bedauerlicherweise nicht, doch hat Zwingli nach Bullingers Zeugnis in seinem Büchlein „Vom Tauf, Kindertauf und Wiedertauf" die besten Gründe niedergelegt, die er gegen die Täufer ins Feld führte. Er bestand darauf, daß die Taufe an die Stelle der Beschneidung getreten sei und darum den Kindern nicht vorenthalten werden dürfe. Ferner sagt er: „Ist nu der Kindertauf mit einem G'setz nit verboten, so ist er nit Sünd." „So Gott hat geheißen taufen, so sprechet nit erst: aber die Kinder nit. Warum unterscheidend ihr den Menschen? Sind die Kinder Lüt oder nit? Sind sie Menschen oder Lüt, so müssend ihr sie auch lassen taufen, denn ich will so wenig leiden, daß ihr mir den Menschen in Kind und Alt teilet, als in Weib und Mann." Daß der Glaube der Taufe vorausgehen müsse, gab er zu — nämlich der Glaube der Kirche. Ein anderes seiner Argumente: Wenn die Apostel mit Recht tauften, obgleich Christus selber nie getauft hat, so haben wir auch das Recht, Kinder zu taufen, obgleich die Apostel sie nicht getauft haben.[85])

„Zu den roten Juden über das Meer."

Das Gespräch mit den Täufern hatte nicht den erhofften Erfolg, obgleich eine Anzahl der Gefangenen sich bereden ließ, dem Rat hinfort in Glaubenssachen gehorsam zu sein. Bullinger berichtet in seiner Reformationsgeschichte über das Gespräch: „Es ward gar fleißig mit ihnen gered' und gehandelt. Darauf [nach dem Gespräch] ein ehrsamer Rat mit ihnen gar ernstlich red' und sie vermahnt, abzustehen, denn man nicht mehr von ihnen leiden werde solche schädliche Sonderung und Trennung. Es wurden auch etliche in dem Gefängnis behalten und etliche Ausländer aus dem Land geschickt." Blaurock traf am 25. März das Urteil der Ausweisung aus dem Kanton; zu Schiff sollte er samt seinem Weib nach seiner Heimat Chur geschickt werden, daselbst sollte man von der Obrigkeit die schriftliche Versicherung erwirken, „daß sie ihn versehen und behalten;" wenn er es wagen würde, wiederzukommen „wollte man ihn den Lohn geben dergestalt, daß er hinfort ruhig sein werde."[86]) Die Gefangenen — vierzehn Männer und sieben Frauen — wurden in den Hexenturm gelegt. „Da speist man sie mit Wasser und Brot, ob man sie vielleicht von dem Irrtum abwenden möchte" (Bullinger). Am 5. April gelang es ihnen, mittelst eines Windenseils zu entweichen.[87]) Aber wohin sollten sie sich wenden? Es wurden unter ihnen Stimmen laut, „sie wollten zu den roten Juden über das Meer," nämlich zu den Indianern Amerikas. Zwingli scheint über ihre Flucht beunruhigt gewesen zu sein. Er sag-

---

[83]) Aktensammlung No. 674.

[84]) Daß Grebel sich an diesem Gespräch beteiligte, ist nach Zwinglis Aussage wahrscheinlich (Aktens. No. 692). Dagegen berichtet Keßler (Sabbata S. 145) Grebel sei acht Tage nach dem 18. März nach St. Gallen gekommen, und fährt dann fort: „Nit lang aber haben sie (die Täufer) ihn beherbergt," denn nachdem er am (folgenden) Sonntag, dem „Palmtag," viel getauft, sei er wieder hinweggezogen. Der Palmsonntag fiel auf den 9. April. Keßler scheint sich in der Angabe „nach acht Tagen" geirrt zu haben. Am 31. März schrieb Zwingli an Vadian, daß Grebel sich in Zürich befinde (Zw. W. Bd. 7 S. 387 f). Unter den am 5. April aus dem Gefängnis Entwichenen befand sich, nach Wilhelm Exels und Fridli Abybergs Aussagen, auch Grebel. Es ist wohl möglich, daß Grebel noch vor dem 9. April nach St. Gallen kam. Er hielt sich nur wenige Tage in der Stadt auf. „Sobald der Konrad Grebel in derselbigen Woche hinwegegangen war," erzählt Keßler, „kamen an seine Statt etliche der Gefangenen von Zollikon." Weiteres über sie a. O. Vgl. Egli in Sabbata, S. 559 f.

[85]) „Man begreift," so urteilt der reformierte Theologe A. Schweizer in seiner „Christlichen Glaubenslehre," „daß einer so begründeten Kindertaufe gegenüber die Täufer zur Verwerfung aller Kindertaufe gelangen konnten, und die Kirche immer verlegen gewesen ist, ihre traditionelle Praxis zu verfechten;" und Güder, der Verfasser des Artikels über Zwingli in Herzog, Theol. R. E. 1. A., sagt.: „Zwingli müsse vielfach zu einer, wir möchten nicht sagen bewußt sophistischen, aber immerhin gewalttätigen Schrifterklärung seine Zuflucht nehmen." (Usteri, Darstellung der Tauflehre Zwinglis, Theol. St. u. Kr. 1885, H. 2 S. 246, 263). Zwingli scheint auf diesem Gespräch einen schweren Stand gehabt zu haben. Er sagt über das Resultat in seinem „Elenchus": „Einige Weichherzige klagten und hatten Mitleid (mit den Täufern), dennoch aber siegte die öffentlich verteidigte Wahrheit" — der Rat sprach ihm den Sieg zu. (Zw. W. Bd. 3 S. 364). In seinem Büchlein „Vom Tauf, Kindertauf und Wiedertauf" erwähnt er, daß er und die andern Prädikanten schon nach dem Gespräch vom Januar 1525 der Meinung gewesen, „es wär nit füglich, sondern gfarlich wo wir mit ihnen weiter sollten Gespräch halten." Zw. W. Bd. 2 T. 1 S. 232.

[86]) Aktensammlung No. 675. Das Urteil scheint nicht sogleich vollzogen worden sein, denn Blaurock befand sich unter den am 5. April aus dem Hexenturm — später Ketzerturm genannt — Entwichenen.

[87]) Zwei der Gefangenen, Wilhelm Exel aus Wallis und Fridli Abyberg, die gleich darauf wieder den Häschern in die Hände fielen, berichten ausführlich über ihre Gefangenschaft und Befreiung. „Manz und der Kürschner (Roggenacher) hatten ein jeder ein Feuerzeug mit sich in den Turm gebracht und Wachskerzen, und hätten etwa, wenn es not getan, (in dem finstern Kerker) ein Licht angezündet. — Es hätten auch Manz, Grebel und Blaurock in dem Turm gelesen und ihn und andere gestärket. — Es wäre das ihre Meinung gewesen, von den groben Lastern abzustehen und sich gegen Gott zu schikken, wenn er sie riefe, daß sie wüßten Rechenschaft zu geben. — Wenn einer hinauskäme (aus der Gefangenschaft), sollte er nichtsdestoweniger von den Lastern abstehen, sonst würde man ihn in der christlichen Gemeinde nicht dulden." Die beiden Gefangenen, die gefoltert worden waren, traf das Urteil der Landesverweisung. Aktens. No. 691; Füßli Bd. 3 S. 251 ff. Von Bullinger wurde behauptet, die Gefangenen „gaben für, sie wären, gleichwie die Apostel, von dem Engel Gottes erlediget und ausgeführt worden." Aehnlich sagt Keßler, es sei ein Geschrei ausgegangen, „die verschlossenen Türen wären von ihnen selbst aufgegangen" (Sabbata S. 146), erwähnt aber nichts von einer (vorgeblichen) Engelserscheinung. Die Täufer, die später wieder gefangen genommen wurden, leugneten solche Behauptungen gemacht zu haben; sie erzählten wie es ihnen gelungen sei, einen Laden zu öffnen. Immerhin werden sie ihre Befreiung als eine Fügung Gottes betrachtet haben.

te jetzt offen vor den Nachgängern, „es wäre leicht zu ermessen, daß der Täufer Meinung sei, ihren Haufen zu mehren, damit sie sich der Obrigkeit entsagen möchten."[88]) Uebrigens gelang es, die Entwichenen bald wieder gefangen zu nehmen und in den Turm zu legen. Sie wurden nach kurzem entlassen. Der Rat hoffte offenbar, sie durch Milde zur Unterwerfung unter seine kirchlichen Anordnungen zu bringen; augenscheinlich scheute man sich, nach der Strenge der Mandate zu verfahren.

Zwinglis Büchlein über die Taufe und die Täufer.

Das erwähnte Büchlein Zwinglis über die Taufe und die Täufer, welches Ende Mai 1525 im Druck erschien,[89]) erregte berechtigtes Aufsehen unter den Brüdern. Zwingli behauptete darin, „die letzen [verkehrten] Täufer" seien „mit der Lehr überwunden und stehen noch heutzutag überwunden," dennoch hättn sie „eine eigene Kirche angehebt" gegen der Obrigkeit Gebot. „Ermeß aber ein jeder fromme Christ, ob sie damit christlich gehandelt haben oder nit, daß sie allenthalben ohne Verwilligung gemeiner Kirche[90]) für sich selbst das haben mit der Tat begonnen fürzubringen, darin sie mit der Lehr überwunden sind." „Und längst vor dem Anheben des Taufs haben sie bei allen Menschen geschrien: Es ist nichts um die äußerlichen Ding, sie vermögen nichts zur Seligkeit, hoffe niemand darein; und redeten recht"[91]) und nun „hetzen sie die Einfältigen mit dem äußerlichen elementischen Ding, dem Tauf," und wollen nicht von der Wiedertaufe abstehen, obgleich es ihnen die Obrigkeit ernstlich befohlen. Sie sollten nicht „darum solche Zwietracht ufblasen, wenn gleich der Kindertauf nit Grund hätte." „Sie sagen, was sich mit keiner Wahrheit erfind," so bezeugt Zwingli ferner, „ich hab ihnen die Bränd geschürt, daß man ihnen Stadt und Land verschließe. Und hab aber ich öffentlich in ihrem Beiwesen vor Rat gebeten, man wolle sie nichts entgelten lassen, und hab heimlich zu besonderen Leuten gered': es sei besser, man lasse sie im Land, als sie auszuweisen, wir seien doch alleweg sieghaft gewesen; mir grause nit ob einem Feind, von dem ich vorher wisse, daß er überwunden werd."[92]) Trotz dieser Erklärung sagt Zwingli in derselben Schrift: „Billiger wär, daß die Ungetauften euch nit allein ausschließen, sondern euch gar vom Land jagten, als daß ihr sie verachten solltet." Er beschuldigt sie aufrührerischen Treibens, und daß sie sich selbst für sündlos hielten.

Brüder dürfen nichts drucken lassen. Verantworten sich und werden gefangen gelegt.

Den Täufern stand kein Weg offen, sich gegen Zwinglis Beschuldigungen zu verantworten. Nicht nur beklagten sie sich, daß sie auf der Disputation (richtiger Verhör) nicht recht hatten zu Wort kommen können, sondern auch jetzt wieder mußten solche unbegründete Anklagen das letzte Wort in der Sache sein. Daß dies von ihnen schwer empfunden werden mußte, liegt auf der Hand. Grebel sagte einmal vor den Nachgängern, „er wolle dartun daß Zwingli in diesen und andern Dingen irre, und bitte meine Herren, daß sie ihm auch vergönneten zu schreiben, wie dem Zwingli, so wollte er es beweisen; erfänd es sich dann, daß er es nicht dartät, so wollte er darum leiden was Gott wollte."[93]) Aehnlich spricht er, nebst Manz sich an anderer Stelle aus. Der Rat ließ eine Aufforderung ergehen an alle, die behaupteten daß M. Ulrich Zwingli sich in seinem Taufbuche unwahre Behauptungen habe zu schulden kommen lassen, vor der Behörde zu erscheinen und Beweise der Beschuldigung zu erbringen. Es erschienen vier Täufer: Marx Boßhard, Felix Kienast, Fridli Schuhmacher und Hans Oggenfuß. Grebel hatte an den Rat geschrieben und sich willig erklärt zu kommen wenn der Rat ihm freies Geleit gebe, d. h. das Versprechen persönlicher Sicherheit.[94]) Die vier zu der Verhandlung Erschienenen wurden nach Beendigung derselben in den Kerker gelegt

---

[88]) Aktensammlung No. 692; Füßli Bd. 1 S. 240.

[89]) „Vom Tauf, Kindertauf und Wiedertauf," Zw. W. Bd. 2 T. 1 S. 230—303. Das Buch ist an den Rat der Stadt St. Gallen gerichtet, der bis dahin, zu Zwinglis Leidwesen, die Brüder geduldet hatte.

[90]) Zwingli versteht unter der „gemeinen Kirche" die vom züricher Rat anerkannte Kirche, das von der Obrigkeit zwangsweise eingeführte Bekenntnis. Die gemeine Kirche der Schweiz war damals noch die römische. Wäre die Entscheidung den Dorfgemeinden anheimgegeben worden, so würde in gewissen Fällen die Mehrheit der Stimmen dem Täufertum zugefallen sein. Zwingli hatte anfänglich die Meinung vertreten, daß das Volk (die Gemeinde) „die Lehre urteilen kann." Vgl. Baur Bd. 2 S. 48.

[91]) Die Täufer hatten die katholische Sakramentslehre bekämpft, waren aber weit entfernt, der Taufe geringe Bedeutung zuzuschreiben. Einige von den Brüdern schrieben in einem Glaubensbekenntnis: „Nun merket, ihr Aufrichtigen, wie die falschen Propheten, ja die Weisen und Witzigen, euch verführen. Denn sie sprechen: die Taufe sei nichts, sie sei nur ein auswendig Zeichen und sei nur Wasser; es liege nichts daran. Ihr habet aber wohl verstanden, daß Christus zu Johannes sprach: Laß es geschehen, denn es gebühret uns alle Gerechtigkeit zu erfüllen. Zum andren nennet er es einen Rat Gottes. Zum dritten hat Gott geboten, solches zu tun. Nun merket, alle diejenigen, welche also reden, reden wider die Gerechtigkeit Gottes, wider den Rat Gottes und wider das Gebot Gottes. Füßli Bd. 3 S. 221 f.

[92]) Der Rat hatte nach dem Gespräch vom 17. Januar beschlossen daß alle, die sich weigerten, ihre Kinder taufen zu lassen, das Gebiet von Zürich mit Weib und Kind verlassen sollten. Wie es scheint, ist dieser Beschluß ein toter Buchstabe geblieben und niemand wegen Unterlassung der Kindertaufe aus dem Lande geschickt worden. Auch später sind hauptsächlich die in Zürich nicht einheimischen Täufer aus dem Kanton verbannt worden. Zwingli scheint die Landesverweisung nicht befürwortet zu haben, weil er mit Recht fürchtete, damit werde nur der Ausbreitung des Täufertums Vorschub geleistet. Sein Streben stand darauf, daß nicht nur in Zürich, sondern in der ganzen Schweiz der Zwinglianismus zur exklusiven Staatsreligion erhoben werden sollte.

[93]) Füßli Bd. 3 S. 212.

[94]) Der Brief Grebels lautet: „Herr Bürgermeister! ehrsame, weise, gnädige, liebe Herren! Wir, Konrad Grebel und Marx Boßhard, haben eurer Weisheit Brief und Gebot an alle diejenigen, welche sagen, daß M. Ulrich in seinem Taufbuch lüge, auf Datum dieses Briefs gelesen und verstanden. Derowegen ist unsere Antwort, Bitt und Anrufen daß ihr, unsere gnädigen Herren, uns vor euch, Rat und Bürgern, auf künftigen Samstag zu erscheinen, ein freies, sicheres Geleit in eure Stadt und wiederum daraus in unsere Gewahrsame gebet, so werden wir erscheinen. Wenn wir solches nicht von euch, unseren gnädigen Herren, erwerben mögen, wie wir nicht hoffen, auch nicht verschuldet haben, so bewegen uns viele billige, genugsame, christliche Ursachen auszubleiben, bis Gott anderes ordne nach seinem Wohlgefallen. Die Ursachen zu erzählen wird füglicher vor euch geschehen, als daß wir sie hieher setzen. Euren Geleitsbrief möget ihr in Rudi Thomanns Haus zu Zollikon tun und schicken, so werden wir ihn wohl empfangen. — Hiemit nichts mehr als so wir euch, unseren gnädigen Herren in allerlei zeitlichen, dienstlichen Händeln mit Gehorsame dienen können, sind wir willig und bereit, und bitten, ihr wollet uns unser einfältig Schreiben nicht verargen und das notwendige Anliegen gewähren. Gott bewahre uns alle mit seinem Frieden nach seinem Willen. Eure gehorsame, willige Bürger und Diener Konrad Grebel und Marx Boßhard. Donnerstag vor St. Ulrich 1525." Füßli Bd. 3 S. 367 f.; Aktens. No. 766, 767.

Fortsetzung folgt.

Fortsetzung von Seite 3.

Verzweiflung an der Möglichkeit, dem nahen, fürchterlichen Sturz zu entrinnen, mit eiskaltem Gefühl gepackt, das mir den Rükken herunterlief und mich so gebannt hielt, daß ich nur mit fast übermenschlicher Anstrengung die Kraft zusammenraffte, meine Hand empor zu heben, die Schnur des Pfeifenventils zu ziehen, un dnach dem Regulator zu greifen und die Maschine rückwärts zu drehen. Und schon ragte der vorderste Teil der Lokomotive über den Rand des Abgrunds, als wir noch zu rechter Zeit stillstanden! Hätte die Schwungkraft des langen Passagierzuges uns noch ein paar Fuß weiter getrieben, so hätte sich das größte Eisenbahnunglück ereignet, das je in Amerika vorgekommen, und auch mein Name wäre sicherlich auf die Liste der Ertrunkenen oder Verstümmelten gekommen. Unser Entrinnen aber ist nie öffentlich bekannt geworden. Der Brücke wurde nun schnell zurechtgezogen und der Zug so rasch wieder in Gang gebracht, daß nur wenige Passagiere die furchtbare Gefahr ahnten, in der wir alle schwebten. Schon hatten wir eine Strecke von vier Meilen hinter uns, als die Reaktion bei mir eintrat. Zitternd saß ich da auf meinem Platz im vollen Gefühl der schrecklichen Gefahr, aber auch der wunderbaren Errettung.

Jener Wärter war betrunken gewesen. Ein neuer Oberbeamter hatte nämlich seine Arbeit damit angefangen, mehrere der früheren Angestellten zu entlassen und andere an ihre Stelle zu setzen. Auch der lahme „Dschim," ein treuer, guter Mann, wurde entfernt, und ein anderer kam an seine Stelle. Seine Einsetzung in dieses verantwortungsvolle Geschäft hatte er mit einem KrugeBranntwein gefeiert, der dann später auch im Wärterhäuschen gefunden wurde. Aber Dschim wurde schon am nächsten Tag wieder angestellt, und die ganze Sache so geheim als möglich gehalten. Mir war es nun unmöglich, ferner diesen Teil der Bahn zu befahren, und ich bat daher um meinen Abschied. Die Bahngesellschaft wollte mich aber nicht entlassen, sondern gab mir den Goldblatt-Expreßzug, den ich also heute noch führe. Damals war meinHarr kohlschwarz, aber nach drei Monaten war es so weiß geworden wie Sie es jetzt sehen.

Oft, wenn ich übermüde zu Bett gegangen, wache ich plötzlich auf, indem mich im Traume noch jener Schrecken packt, und ich das unsichere Licht, das stille schimmernde Wasser, das totenbleiche Gesicht des Heizers vor mir sehe. — Doch, Madame, da kommt die nördliche Post, — ich muß an meinen Posten."

Vereinigte Staaten

California.

San Marcos, Cal., den 25. Juli 11.
Für die Rundschau!

Wir haben es hier zur Zeit ziemlich heiß. Zum Glück für uns, weht durchschnittlich jeden Tag, wenn es am heißesten wird, die erquickende Seeluft über Flur und Feld, sonst würde es ja hier zum Sterben der geeignetste Platz sein. Nun aber sind wir den Binnenländern doch ein gut Stück voraus.

Gegenwärtig sind wir hier mit Heufahren beschäftigt. Ich habe von meinen 35 Acres ca. 19 Tonnen erhalten, welche ich für $12.50 pro Tonne verkauft habe. Die Ernte nennt man eine gute. $30.00 bezahlte ich für die Saat, $5.00 bezahlte ich für noch ein Gespann Maulesel; ein Fünftel, gehört dem Eigner des Landes. Nach Abzug aller Kosten, unsere Arbeit nicht gerechnet, bleibt mir $155.00 oder etwa 4.43 pro Acre. Aber wie schon gesagt, so heißt dieses eine gute Ernte; mitunter ereignet es sich aber auch, daß man Extra-Heufänger von Säcke machen muß, um das Wenige zu retten. Dieses ist die Ernte ohne Bewässerung. Andere Resultate bekommt man aber beim Bewässern, und wo das Grundwasser flach ist, gibt es außerordentliche Resultate. Doch das Eldorado der Wünsche aller ist hier doch nicht.

Die täglichen Zeitungen bringen gegenwärtig sensationelle Nachrichten über den kritischen Zustand in Europa, wonach Deutschland und Spanien einerseits und England nad Frankreich andererseits bereit sind, ein großes Morden anzurichten. Dieses würde oder könnte also zur Folge haben, daß das ganze Abendland hinein gezogen würde, und was die Folgen wären, die daraus entstehen, ist unsicher zu sagen, besonders noch, wenn wir die Bibel zu Rate ziehen, und die sagt: „Rufet dies aus unter den Heiden: Der Schwache spreche: ich bin stark — Machet aus euren Ackergeräten Mordwaffen, kommet herauf und rottet euch! „Ich sehe Haufen über Haufen Armeen im Tale des Urteils!" —Joel.— Dann Jeremia 25: Die Erschlagenen werden an jenem Tage von einem Ende der Erde bis zum andern liegen, unbegraben, zum Dung werdend! —

Nachdem Kaiser Wilhelm, der Große in den Jahren seiner Angst nach England geflüchtet war, war man am damaligen, englischenKönigshof, 1849i,nteressiert, was die Zukunft wohl dem jungen Prinzen, und besonders dem Preußenlande bringen würde. Man zog zu diesem Zwecke ein spiritualitisches Medium zu Rate und das antwortete: Zähle zu 1849 die Zahlen 1 und 8 und 4 und 9, dann wird der Prinz Souvereign werden, welches die Zahl 1871 ergibt, in welchem Jahre er als Kaiser von Deutschland proclamiert wurde. Wielange wird er regieren? Antwort: Zähle zu 1871 die Zahlen 1 und 8 und 7 und 1, welches das Jahr 1888 ergibt, in welchem Jahre er starb. Wird das deutsche Reich für immer regieren? Antwort: Zähle zu 1888 die Zahlen 1 und 8 und 8 und 8, welches das Jahr 1813 ergibt, in welchem Jahre das deutsche Reich aufhört zu sein.

Diese Geschichte hört sich allerdings etwas gefärbt, doch die Tatsache lehrt, daß bis auf das letzte Ereignis alles eingetroffen ist; noch zwei Jahre weiter, mag auch das letzte eingetroffen sein.

Tatsache aber ist, daß das Befragen der Toten durch die Medien, für die Lebendigen, einem Bibelgläubigen nicht zusteht, denn „hr sollt nichtWahrsagerei u.Zauberei treiben!" — Und „wenn sie zu euch sagen werden: Befraget die Totenbeschwörer und die Wahrsager, die da flüstern und murmeln, so sprechet: Soll nicht ein Volk seinen Gott befragen? Soll es für die Lebendigen die Toten befragen? Zum Gesetz und Zeugnis! Wenn sie nicht nach diesem Worte sprechen, so gibt es für sie keine Morgenröte! 3 Mose, 19, 26. — Jes. 8, 18 — 20.

In Obigem haben wir es mit solchem Falle zu tun. Der Spiritist ist ein völlig Gottentfremdeter. Er und der Zauberer alter Zeit stehen auf ein und derselben Plattform. In gegenwärtiger Zeit, wo es eine Schande ist, nicht ein Christ zu sein, ist jederman ein solcher, und Satanas der vornehmste.

Der Herr gibt uns aber folgende Warnung: Wenn in deiner Mitte ein Prophet auftritt, oder einer, der Träume träumt, und er gibt dir ein Zeichen oder ein Wunder, und das Zeichen oder das Wunder trifft ein, von dem er z udir geredet hat, indem er sprach: Laßt uns andern Göttern nachgehen —die du nicht gekannt hast — und ihnen dienen, so sollst du nicht hören auf die Worte dieses Propheten oder Träumer — denn Jehovah, euer Gott versucht euch, um zu erkennen, ob ihr Jehovah euren Gott liebt, 5 Mos. 13, 1—5.

Mit Gruß,

D. J. Epp.

Kansas.

Hillsboro, Kans., den 3. August 1911.
Für die Rundschau.

Durch einen Brief vom Terek aufgefordert, will ich durch die liebe Rundschau denselben beantworten. So auch dir, meinem Vetter H. Gäde, Liebenau, Rußland, berichte ich, daß ich deinen Brief seiner Zeit erhalten habe. Wir waren recht froh, so viel von Liebenau zu hören,danke nachträglich dafür! Deine Nachrichten in der Rundschau lesen wir sehr gerne, nur so mehr! — Einen Brief werde ich noch an dich schreiben. — Dem lieben Freund Johann Friesen, Terek, schicken wir eine kleine Gabe zur Unterstützung, welche der liebe Editor hinschicken wird. Ein Brief wird folgen nach dieser Adresse: S. R., Terek, Chaßaw Jurt, No. 11, Pretoria, Johann Friesen.

In No. 28 der Rundschau schreibt Friesen wieder, daß es ihnen so sehr arm geht, und die Heuschrecken das Letzte nehmen. Er bittet, daß die lieben Freunde sie nicht verlassen möchten. Aber ich denke, die Adresse war nicht richtig, es stand: „Pretoria, Sibirien," dort. Letzteres sollte wohl Terek sein. (Es sollte heißen „Terek," es war unser Fehler. Ed.)

Wir mit unserer Familie erfreuen uns Gott Lob der besten Gesundheit. Ernte, Dreschen haben wir hinter uns. Der Herr hat uns eine schöne Ernte geschenkt, was uns immer wieder dankbar stimmt. Und bald ist das Land wieder gepflügt und

fertig zur neuen Saat, die hier im halben September beginnt.

An alle unsere Freunde, wie Leser, Gruß und „Gott mit uns!“

Abra. Gäde.

Hillsboro, Kans., August 1911.
Werte Rundschau!

Montag, den 31. Juli starb hier die Witwe G. Ollenburger, Mitglied der M. Br. Gemeinde nach achtstündiger Krankheit und wurde Mittwoch den 3. August begraben. Sie hinterläßt 10 Kinder. Ihr Alter war 58 Jahre, 8 Monate und 20 Tage.

Gerhard Regehren und die Mutter Witwe M. Regehr, die kürzlich von Ufa, Rußland hierherkamen, reisten ab nach California, wo sie wohnen wollen, und sich angekauft haben.

Die Witterung hat sich sehr geändert.— Nach der großen Hitze und Dürre haben wir mehrere erfrischende Regen bekommen. Gestern Nacht fiel noch ein durchdringender Regen, der recht viel Wasser gab und von schwerem Gewitter begleitet war. Stellenweise hat auch der Hagel Schaden gemacht, und der Blitz schlug acht Meilen südlich von uns in einen Stall, wodurch 2 Pferde verbrannten. Der Eigentümer ist ein Engländer. Jetzt ist Wachstum wie im Frühjahr. Dem Anscheine nach kann es noch schön Corn geben; auch Alfalfa und Zuckerrohr zum Futter genug.

Mit besten Wohlwunsch und Gruß an Editor und Rundschauleser —auch in Rußland— zeichne,

D. M. Klaassen.

Michigan.

Auburn, Bay Co., Michigan.
Werter Editor und alle Rundschauleser!

Gottes Segen und dessen große Gnade sei mit euch allen. Werte Freunde und Brder in dem Herrn Jesu, in Liebe zu Ihm und euch will ich hier eine kleine Betrachtung aus dem Worte Gotte darbringen, und zwar über 2 Petri 1, 19. Dieser Schriftabschnitt beschäftigt schon lange mein Inneres, darum möchte ich bitten, recht aufzumerken.

Gleich am Anfang sagt der Apostel: „Wir haben ein festes prophetisches Wort“ und bittet, wir möchten Acht darauf haben „als ein Licht, das da scheinet an einem dunklen Ort.“ Acht geben, meine Lieben, denn wieviel Gleichgültigkeit ist nicht unter denen, die sich Christen nennen, wie wenig wird auf dieses herrliche Licht Acht gegeben! Das Trachten nach irdischen Schätzen nimmt überhand und verdunkelt dieses Licht. Schon scheint es an einem dunklen Ort, wie der Prophet erklärt. Wie dunkel sieht es aus in der sogenannten Christenheit, kein Licht, nur dunkel., Lug Trug, Falschheit, Dieberei, Lästerung, und dabei den teuren Namen Christi zu führen. Christen heißt Gesalbte, meine Lieben. Womit gesalbt? Mit dem Heiligen Geist sollen wir gesalbt sein, um dieses Namens würdig zu sein. Die Apostel Judas, Petrus, Jakobus und Paulus, alle die teuren Zeugen Gottes, geben uns Aufschluß darüber in ihrem prophetischen Wort, wie es in den letzten Tagen sein wird.

Auch der Herr Jesus sagt uns, wie es in den letzten Tagen sein wird: Die Ungerechtigkeit wird überhand nehmen, und die Liebe wird in vielen erkalten. Kommt dieses nicht immer mehr zum Vorschein? Tag für Tag nimmts zu!

Off. 2, 4 heißt es: Aber ich habe wider dich, daß du die erste Liebe verlässest. Gedenke wovon du gefallen bist, und tue Buße. So auch hier, die Liebe erkaltet. Wenn man in der Apostelgeschichte liest, wie die ersten Christen alles gemein hatten, einer soviel wie der andere, und dann sieht, wie es heute ist — ! Gebet Acht aufs Wort, die Zeiten sind böse. Möge doch der Tag anbrechen und das Morgenrot der Liebe in vielen Herzen neuaufgehen, und der Morgenstern sein Licht freiausstrahlen und sein Licht verbreiten nach allen Richtungen hin, das ist, daß Christus durch uns verherrlicht werde! Er sagt ja, er will Wohnung bei uns machen, wenn wir ihm Einlaß gewähren. O, möchten die Diener am Wort mit dem Heiligen Geist erfüllt werden, damit sie achtgeben auf sein Wort und nach Luk. 12, 42 Speise austeilen zu rechter Zeit, und nicht erfunden werden bei denen, die da sagen: „Mein Herr kommt noch lange nicht,“ denn diese werden hart gestraft werden, wie der Herr Jesus gedrohet hat. Lasset es nicht blos leere Redensarten sein, sondern lasset unsere Kniee beugen, und ihn herzlich bitten um die Erfüllung des Heiligen Geistes, der leitet in alle Wahrheit und uns bewahrt vor den vielen Truggeistern, die jetzt ihr Wesen gar in Engelsgestalt treiben. Habt Acht auf sein Wort! Er hat uns dieses alles zuvor gesagt. Darum lasset uns umgürtet sein mit dem Schwert des Geistes, welches ist das Wort Gottes, um allem zu widerstehen und lasset uns anhalten im Gebet und stündlich mit Ihm Umgang haben, ob wir im Felde, zuhause, oder sonstwo sind.

„Nahet euch zu mir, so bin ich euch nahe,“ spricht der Herr. Mögen diese wenigen Zeilen mit Segen begleitet sein, daß teure Herzen bewogen werden, auf Gottes köstliches Wort Acht zu geben! Besonders die Jugend möchte es zu Herzen nehmen, das ist mein innigstens Flehen zum Herrn.

John Kaweck.

Minnesota.

Mt. Lake, Minn., den 1. August 1911.
Werte Rundschau!

Die Gattin des Heinrich Friesen, hierselbst, eine geborene Marg. Flaming, früher Fürstenau, S. Rußl., wurde vor drei Jahren von einem Schlaganfall an der rechten Seite getroffen, woran sie seit der Zeit mehr oder weniger zu leiden hatte. Vor einigen Wochen wurde sie abermals, diesmal an der linken Seite, davon getroffen, was zur Folge hatte, daß sie am 25. Juli um 11 Uhr vormittags, im Glauben an ihren Erlöser aus diesem Leben schied. Sie ist 62 Jahre, 11 Monate und 5 Tage alt geworden, und hinterläßt ihren Gatten, einen Sohn und drei Töchter. Drei Söhne sind in ihrer zarten Jugend ihr in die Ewigkeit vorangegangen. Donnerstag, den 27. wurde sie von Mt. Lake aus, auf dem Stadtfriedhofe zur letzten Ruhe getragen.

Missionar Heinrich Bartel und Gattin, die seit einem Jahr hier in Amerika zur Erholung weilen, und in den verschiedenen Staaten die Gemeinden bereist haben, nahmen letzten Sonntag hier Abschied, und sind wieder bereit, zu ihrem Arbeitsfelde in China zurückzukehren..

Die Hitze und Trockenheit ist auch hier gebrochen; schon längere Zeit haben wir hier kühles Wetter, und in letzter Zeit erhielten wir mehrere durchdringende Regen, welche das Corn und die Weide für das Vieh sehr erfrischt haben. Dem Herrn die Ehre dafür!

Grüßend,

J. C. Dick.

Ohio.

Fayette, O., den 1. August 1911.
Lieber Bruder Wiens!

Ein Monat ist wieder ins Land gezogen, und der hat mich in Schuld gebracht: hier ist ein Money-Order von einem Dollar und 25 Cents, fr Rundschau und Jugendfreund. (Danke herzlich. Editor.)

Ich möchte aber auch jedem Rundschauleser und Schreiber ans Herz legen, den Namen Jesus mehr zu gebrauchen, wie es bisher geschah.. Ich habe mehrere Male nachgezählt, wie oft der Name Jesus in einer Nummer vorkommt. Das erste Mal fand ich ihn achtmal, dann siebenmal, achtmal, neunmal, und auch 15mal. Ich zählte auch die Briefschreiber, u. fand ihrer 60 in einer Nummer.

Ich bitte euch alle um Jesu willen, den Namen Jesu lieber 12mal in einem Brie- zu gebrauchen, als nur ein- oder gar keinmal. In Nummer 23 auf der neunten Seiten erwähnt eine Tina Dick den Namen Jesu fünfmal. Liebe Schwester, wenn dieses Schreiben zu dir kommt, so nimm einen herzlichen Gruß von mir, dem Unterzeichneten entgegen. Es hat mich Tränen der Freude und des Mitleids gekostet, als ich deinen Brief gelesen habe. Das ist das Heft, wo der Name Jesu 18 mal zu finden. Wenn du Geschwister in Jesu liebst, so laß auch mir ein paar Worte in der Rundschau zukommen!

Mein herzlicher Wunsch, Br. Wiens, ist, daß dies Schreiben in der Rundschau aufgenommen werde. Noch einen herzlichen Gruß an den Editor und alle Rundschauleser von Bruder

Urban Werner.

Oklahoma.

Korn, Okla., den 29. Juli 1911..
Liebe Geschwister, Verwandte und Freunde!

Es ist schon von der Krankheit und dem Absterben meiner Schwester Bertha berichtet worden. Ich werde in diesem Bericht nur etwas näher darauf eingehen.

Es ist mir in diesen Tagen das Lied besonders wichtig geworden:

Es eilt die Zeit und wir,
Wir müssen mit ihr eilen;

Kein Stillestehen hier,
Kein Ruhen, kein Verweilen!
Hinab ins Meer der Ewigkeit,
Zieht uns der dunkle Strom der Zeit.

O wie bewahrheiten sich diese Worte an allen Menschen. Es ist niemand zu jung oder zu alt, die Zeit trägt uns alle auf ihren Wogen fort, fort zur Ewigkeit, wo wir dann ernten, was wir hier gesät haben.

Auch von unserer verstorbenen Schwester müssen wir dieses sagen. Sie war noch nur 25 Jahre alt, somit in der Blütezeit ihres Lebens, und doch eilte sie unaufhaltsam davon.

Wie bekannt lag sie darnieder am Typhusfieber. Sie hatte schon vorher einen Anfall davon, kam aber wieder auf. Durch unvorsichtige Anstrengung fiel sie zurück, und ist auch nicht mehr aufgekommen. Wir hatten noch immer Hoffnung, denn wir konnten es nicht begreifen, daß sie jetzt schon sterbe würde. Auch sie glaubte, daß sie wieder gesund werden würde, aber dennoch machte sie sich fertig auf ihr Ende. Sie hat viel gebetet, besonders, wenn die Schmerzen zu groß wurden. Der Herr erhörte ihr Gebet und gab Linderung. Dieses gab uns dann immer wieder Hoffnung auf Genesung. Zuletzt hatte das Fieber sie fast ganz verlassen, aber dann bekam sie einen Anfall von Blutsturz; es wurde das Blut noch wieder gestillt, doch gab sie der Arzt dann auf. Sonntag, den 16. Juli wiederholte sich der Blutsturz, daß sie alles Blut verlor, und somit war unsere Hoffnung für ihr Leben dahin. Sie hatte Freudigkeit zum Sterben, konnte es aber nicht begreifen, daß ihre Zeit jetzt schon abgelaufen sein sollte. Etwa um 4 Uhr löste sich das Band, und ihre Seele schied aus dieser Zeit in die Ewigkeit.

Sehr ruhig, und sanft die Blicke nach Oben gerichtet, entschlief sie. Soll das ein Sterben sein? Nein, nur ein Uebergehen ins Leben! Ihre letzten Worte waren: grüßend,

O wie herrlich ists doch zu wissen, daß wir eine Erlösung haben bei dem Herrn, auf ewig, wo wir uns einst alle wieder sehen werden und wo kein Trennungsschmerz mehr sein wird. Diese Hoffnung ist uns ein reicher Trost in unsrem Leide.

Unsere Schwester Ida liegt auch noch immer hilflos. Sie hat auch das Typhusfieber. Es sah zuweilen so schlecht aus, daß uns fast die Hoffnung auf ihre Genesung sinken wollte, aber jetzt bessert es sich allmählich. Des Herrn Hand ruht schwer auf uns, doch wir wollen stille halten, und geduldig sein, daß er sein Ziel mit uns erlangen möge.

Im Namen der Eltern Benjamin und Auguste Nikkel unterzeichnen sich freundlich

F. H. u. Sarah Nikkel.

Weatherford, Okla., den 1. Aug. 1911.

An die werte Rundschau!

Vor geraumer Zeit schrieb mein mir teurer Freund Jakob Neumann, Tiegerweide, Rußland, in einem Artikel der w. Rundschau unter anderem, daß ich, als ich im Herbst 1910 meinen Besuch in Rußland machte, auch ihn besucht habe, und frägt, ob es nicht zu wenig von mir sei, nachhause gefahren, und keinen Bericht eingereicht zu haben.. Da ist meinerseits wohl ein Fehler gemacht worden. Ich hatte meinen Bericht in vier Teile dem Zionsbote, unserem Gemeindeblatt zugeschickt, hatte aber das erste Mal nicht angehalten, daß die Rundschau, und auch die Friedensstimme kopieren möchten; nur beim zweiten Male habe ich es getan, und beim dritten und vierten Male wieder versäumt. Es ist mir dieses selber zum Vorwurf geworden, denn der eine hält sich an diesem, der Andere wieder an jenem Blatt; und ist der Bericht in mehrere Blätter gekommen, so haben auch mehrere Mitteilung. Aber, mein werter Freund Neumann! Da du mir einmal eine kleine Rüge getan, so möchte ich dich aber auch in Liebe fragen: War es nicht zu wenig, daß du nicht zur Abendstunde gekommen, als ich an jenem Sonntage im Schulhause Abendstunde hielt? Habe dich wenigstens nicht dort gesehen, wie sehr ich mich auch umschaute. —Nun, es ist auf Erden einmal Stückwerk. Lasset uns deshalb auf Erden bestrebt sein, ewig einmal in Vollkommenheit vereint zu sein.

Es freut mich aber sehr, daß soviele Lieben dort sichmeiner in Liebe erinnern. O, lasset uns ihn lieben, der uns zuerst geliebt! Nicht wahr, mein Freund, wir möchten wohl recht viel als intime Freunde mit einander plaudern; aber — da sollen wir einmal im Blatt nicht zuviel Raum einnehmen! —

Jetzt noch zum zweiten teuren Freund „Neumann", nicht Jakob, sondern Peter mit Vornamen. Auch nicht in Tiegerweide, sondern in Großweide, wo wir auch so freundlich aufgenommen wurden, und wir so traut beim Vesperbrot saßen. Auch gegen dich, lieber Peter, bin ich nicht ganz gerechtfertigt. Es ist mir noch klar im Gedächtnis, wie wir des Bruders Abr. Harders Waisenanstalt durchgingen, und welch liebreichen Austausch wir da hatten. Gott segne Harders herzliches Bemühen. Bitte sie herzlich von mir zu grüßen. Auch habe ich nicht vergessen, wie du, lieber Neumann, zu mir sagtest: Ich habe schon mehrere Amerikaner aufnehmen dürfen, habe sie auch dringend aufgemuntert, doch ja Berichte in der Rundschau einzureichen. — Ich verstand ja, mein Lieber. Ich war mitgerechnet. So bin ich eben auch bei dir ein Schuldner. Es freut uns aber sehr, daß Freund Neumann ein fleißiger Berichterstatter der Rundschau ist. Und da auch wir die Rundschau halten, so ist es kein Wunder, daß wir da gleich nach Mitteilung aus dem alten Vaterlande, aus Rußland ausschauen, und mit größtem Interesse lesen. Auch der Bericht, in No. 24, Seite 8 und 9 von Peter Neumann ist uns von besonderem Werte. Wir, besonders meine liebe Frau dankt im Voraus, daß du, lieber Freund da eingesetzt hast, daß die Frau Peter Ewert, Großweide, geborene Nachtigal, eben auch meiner Frau Halbschwester ist, da auch meine Frau geb. Nachtigal ist, zu Grabe getragen ist. — Dachtest du wohl daran, als ich bei euch war, auch Peter Ewerts besuchte? Einen Gruß der Liebe senden wir dem leidtragenden Gatten Ewert mit seinen Kindern zu. „O, wende deine Blicke nur zu jenem Land hinauf; dort auf der Paradiesesflur geht unsere Zukunft auf." Würde es gehen, Fr. Neumann, daß wir noch etwas Näheres haben könnten von dem Absterben der Frau Ewert, ob sie mit einer lebendigen Hoffnung des ewigen Lebens, abgeschieden? Du tust für uns wirklich etwas Gutes, wenn du es in die Spalten der Rundschau hineinbekommst. Nun noch einmal ein wenig zurück zu Freund Jakob Neumann. Höre! Wenn es mir möglich wäre, wenn ich mit einem kurzen Aufsatz von meiner Besuchsreise dir mitteilen könnte; doch fürchte ich mich, damit anzufangen, da manchmal die l. Editoren nicht wissen, wie sie mit den langen, wenigsagenden Aufsätzen fertig werden sollen. Genug für jetzt.

Auf Wiedersehen im Himmelreich!

Jak. Richert.

Anmerkung:
Wir nehmen gerne, Berichte, usw., auf; haben gegenwärtig auch Raum genug. Hoffentlich wird der Aufsatz gar nicht so „wenigsagend" ausfallen; darum bitte!

Editor.

Washington.

La Center, Wash., den 23. Juli 1911.

Werter Editor Wiens!

Gruß zuvor! Da dem Editor alle Neuigkeiten aus Mennonitischen Kreisen für die Rundschau lieb sind, so will ich als Correspondent auch meine Pflicht tun.

Am 12. des Monats kam Abra. Klassen von Alberta hierher, und wie es ihm gefallen hat, ist schon berichtet. Seine Absicht aber war, auch California zu besehen. So gingen Cor. Giesbrechts, B. T. Köhn, und A. Klassen am 14. von hier nach California und zwar nach Los Molinos. B. T. Köhn kam den 21. zurück. Es hat ihnen dort über Erwarten gefallen. Sie haben dort große Haufen Weizensäcke mit Weizen gefüllt aufgestappelt gesehen und viel Heuhaufen. A. Klassen hatte doch gemeint, er hatte solches noch nie gesehen. Unseren Kindern gefällt es dort auch besser als sie gedacht. Haben sich auch schon jeder zehn Acres Land gekauft; B. T. Köhn hat 60 Acres gekauft; aber nicht für sich allein, sondern für sich u. seinen Kindern zusammen, und in zwei Monaten wollen sie dort sein.

Von Alberta erfahren wir, daß der Hagel wieder die Aussicht auf eine gute Ernte vernichtet hat. Br. A. Klassen erzählte uns, wie der Hagel die südliche Seite der Ansiedlung getroffen, während die nördliche Seite verschont geblieben. Jetzt vernahmen wir aus einem Brief, daß ein zweiter Hagel gekommen, und das vernichtet hat, was zuvor verschont blieb. Ein Glück ist es, daß sie in Alberta nicht allein auf die Ernte angewiesen, sind;sie haben nämlich neben der Ernte die Milchwirtschaft und Viehzucht. Das hilft ihnen in solcher Zeit aus. Die Leute, die

Fortsetzung auf Seite 15.

Erzählung.

Im Strom der Zeit.

Fortsetzung.

Eines Tages hatte sie ihm das Gleichnis von dem verlorenen Sohn vorgelesen. Er hatte aufmerksam zugehört. Nachdem er eine Weile stille gelegen hatte, sagte er: Der verlorene Sohn, das bin ich. Gerade so habe ich es gemacht; es gebühret mir, daß ich auch um Vergebung bitte. Wo ist mein Vater?"

Vater Neumann war in der Nähe gewesen und hatte die Frage gehört. Er trat zu seinem Lager. Kaum erblickte ihn Johannes, so raffte er sich auf und umklammerte seinen Vater, und schluchzte: „Vater, ich bin so schlecht gegen euch alle gewesen, und ihr seid jetzt so gut zu mir. Sprich, Vater, kannst du mir vergeben?"

Vater Neumann war tief erschüttert und versicherte ihn seiner Vergebung und seiner Liebe. Mutter Schlegel nahm denn Veranlassung, noch weiter zu ihm von dem verlorenen Sohn zu reden. „Der verlorene Sohn," sagte sie, „das sind wir alle. Wir haben unsern himmlischen Vater verlassen, und unser Gut, unsere Gottebenbildlichkeit im Dienste der Welt und Sünde durchgebracht. Unsere Seele verschmachtet; wir müssen zu unserem himmlischen Vater zurückkehren und seine Vergebung erlangen. Und aus vollem Herzen pries sie ihm die Erlösung durch Jesum Christum an. Und die warmen Worte der einfachen Frau waren nicht vergebens. Es arbeitete gewaltig an diesem erschütterten Menschenherzen. Eines Abends hatte sie ihm den 40. Psalm vorgelesen. Nachdem er eine Weile still nach gedacht hatte, sagte er: „Ich bin in der Tat in einer grausamen Grube und im Schlamme! O, meine Sünden, meine Sünden! Und zum ersten Mal in seinem Leben machte sich seines Herzens Sehnen in einem heißen Gebet aus dem Herzen um Vergebung und Gnade Luft.

Das Krankenzimmer wurde immer mehr zu einem Bethel. Mutter Schlegel hatte den Prediger der Gemeinde gebeten, den Kranken zu besuchen. Er war ein ernster, frommer Mann, wohl geeignet, eine suchende Seele zu dem Lichte der Gnade Gottes in Christo Jesu zu führen. Es war ein langer, heißer Kampf, den diese Seele zu kämpfen hatte, bis die Sonne der Gnade völlig in ihrem Herzen aufgegangen war. Als er aber einmal bei dem Lamme Gottes Vergebung und Friede gefunden hatte, da war sein Friede wie ein Strom; da verkündete er auch frohlockend den, der auf das Aeußerste glücklich machen kann alle, die durch ihn zu Gott kommen.

Die anderen Familienglieder betrachteten mit Staunen die Veränderung, die mit ihrem Bruder stattgefunden hatte. Aber ihre eigenen Herzen wurden bald tief bewegt. Konrad schloß sich seinem Bruder innig an; die Mädchen beugten sich mit ihrer Schwester Trine vor dem Gnadentrone Gottes; die Eltern erkannten die Unzulänglichkeit eines blos äußeren Namenchristentums u. sie drangen durch zu dem lebendigen Glauben an Jesum Christum. Das Haus hallte wieder von den Gebeten und Lobgesängen, die aufwärts zum Trone der Gnade empor stiegen. Es wurde mehr und mehr eine äußerst beseligende Tatsache, was Susanna mit goldenen Buchstaben auf eine Tafel gestickt, und über dem großen Tore des Parlors befestigt hatte: „Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen."

Der Frühling hatte unterdessen seine Erscheinung im Lande gemacht. Die Genesung Johannes war aufs Erfreulichste vorangeschritten. Er durfte wieder in den Garten gehen und sich der erfrischenden Frühlingsluft erfreuen. Mit der Zunahme seiner Kräfte trat aber auch die Frage näher und näher, was nun zu beginnen sei. Er war zwar eine neue Kreatur geworden, aber damit waren seine Vergehen an der bürgerlichen Gesellschaft nicht gesühnt. Er war bis zu einem gewissen Grade ein Mitschuldiger Karl Holt's gewesen, der sein Verbrechen mit dem Tode bezahlt hatte. Eltern und Geschwister dachten mit Sorge daran, daß die bürgerliche Gerechtigkeit ihn vor ihre Schranken fordern möchte. Er selbst bewegte stark den Gedanken in sich, sich freiwillig den Gerichten zu stellen und die ihm zuzuerkennende Strafe geduldig auf sich zu nehmen. Aber die Seinen wehrten ihm hart ab. Sie meinten, er habe genug gebüßt, und im Grunde seien sie gewiß, das niemand seine Verhaftung wünsche.

Da wurde eines Tages Alfred in Herrn Amherst's Privatzimmer gerufen. „Ich höre," sagte derselbe zu ihm, „daß ihr Schwager wieder gesund geworden ist.— Rev. H. hat mir auch von der Veränderung erzählt, die mit dem jungen Manne vor sich gegangen ist. Ihr Schwager war nach seinem eigenen Geständnisse an dem Verbrechen des roten Karl beteiligt. Es kann nicht verhütet werden, daß die Gerichte von seiner Genesung Kenntnis erhalten, und ihn zur Rechenschaft fordern werden. Ich wünsche nicht, daß der junge Mann verhaftet wird, und ich glaube, eine längere Gefängnishaft würde ihm nicht gut sein. Auch wünscht die Firma auf seine Familie, deren Mitglieder sich stets als brave, und treue Arbeiter erwiesen haben, und auch auf Sie Rücksicht zu nehmen. Ich glaube, das Beste wäre, der junge Mann entfernte sich, bis über die Geschichte Gras gewachsen ist. Haben Sie darinnen schon einen Entschluß gefaßt?"

Alfred teilte ihm die Absicht seines Schwagers mit, sich den Gerichten zu stellen, aber Amherst schüttelte den Kopf und sagte: „Nehmen Sie den Rat von mir, als dem Hauptkläger und am meisten Geschädigten und lassen Sie den jungen Mann fortgehen. Es würde mir leid tun, wenn er verhaftet würde. Und er hat nicht viel Zeit übrig!"

Alfred teilte sofort zuhause Herrn Amherst's Ratschläge mit u. die ganze Familie stimmte darin überein, daß Johannes fort gehen sollte, und zwar weit hinweg. Aber wohin? Man sprach von Deutschland, aber er fühlte wenig Lust dazu, als Konrad sagte, er wüßte wohl einen Rat, und damit errötend einige Briefe von Anna Wagner hervorzog, und seinem Vater zum Lesen reichte.

Dieselben lauteten befriedigend genug. Es war eine herzliche Einladungan Konrad darin enthalten, zu ihnen nach dem Westen zu kommen. Arbeit sei reichlich vorhanden, besonders in dieser Jahreszeit, und bei ihnen würde er vollauf Gelegenheit finden, sich in die Farmerei einzulernen. Auch war die Erwartung ausgesprochen, daß endlich die ganze Familie nachfolgen, und ihre Heimat in den fruchtbaren Prairien von Kansas nehmen werde. Begeistert stellte Konrad den Antrag, daß Johannes mit ihm nach dem Westen ziehe, wo er in der frischen Prairieluft vollends gesunden und sie miteinander die Vorläufer zur Erwerbung einer der Zukunft der Familie entsprechenden Heimat sein könnten.

Vater Neumann meinte, daß er zwar auf so weit hinaus seine Pläne nicht legen wolle, immerhin habe er die Einladung als eine Fügung der göttlichen Vorsehung zu betrachten, und da Johannes nun einmal in die Fremde müsse, so sei es ihm recht, wenn die Brüder zusammen gehen würden.

Johannes ergriff gleichfalls den Plan mit Freuden, bot er ihm doch den Vorteil, nicht allein in den neuen Verhältnissen eine ganz neue Laufbahn zu beginnen, sondern auch in der Familie Wagners des ihm so teuer gewordenen Segens christlicher Gemeinschaft teilhaftig zu werden; und so fand schon der zweite Tag die beiden Brüder auf der Reise nach dem fernen Westen.

13.

Die drohenden Wolken am commerziellen Horizont sollten nicht ohne Bedeutung bleiben. Wenn sie auch nicht in einer solch verheerenden Katastrophe sich entluden, welchen man den bezeichnenden Namen „Krach" gegeben hat, so gingen sie doch nicht ohne schädliche Schauer vorüber. Der wunderbare Unternehmungsgeist, welcher das amerikanische Geschäftsleben kennzeichnet, hat, wie seine großen Vorteile, so auch seine Nachteile. Die ungeheuren Mittel, die ihm besonders durch das Korporationswesen zu Gebote stehen, verleiten dasselbe, sich mit erdrückender Wucht auf jeden Industriezweig zu stürzen, dessen Betreibung bedeutende Vorteile verspricht, und denselben bis zum Exceß auszubeuten. Die Folgen dieser Hast bleiben nicht aus. Ueberproduktion, infolge derselben Geschäftsstockung mit allen ihren Folgen, drängen immer wieder von neuem zu einer geschäftlichen Krisis, sodaß Geschäftsaufschwung u. Geschäftsstockung sich in regelmäßigem Gange ablösen, aber die Pausen zwischen beiden stets kürzer werden und das moderne Geschäftsleben sich mehr und mehr zum Spiele gestaltet, dessen Einsätze bald ungeheuere Gewinnste abwerfen, bald vernichtende Verluste herbeiführen.

Fortsetzung folgt.

Die Mennonitische Rundschau

Herausgegeben vom

Mennonitischen Verlagshaus

Scottdale, Pennsylvania.

Entered at Scottdale P. O. as second-class matter.

Erscheint jeden Mittwoch.

Preis für die Ver. Staaten $1.00; für Deutschland 6 Mark; für Rußland 3 Rbl.

Alle Korrespondenzen und Geschäftsbriefe adressiere man an

C. B. Wiens, Editor,
SCOTTDALE, PA
U. S. A.

16. August 1911.

Editorielles.

— Nach der großen Hitze, die einen großen Teil der nördlichen Halbkugel betroffen hat, war es hier einige Tage angenehm kühl; gegenwärtig ist die Temperatur wieder höher. Hin und wieder regnet es etwas.

— Wie regt sich doch alles in der Welt! Ruhe gibt es nicht. Ist eine Arbeit getan, so wird eine andere begonnen. Auf der Farm hat man eben erst die Garben vom Felde geräumt, so geht auch schon wieder der Pflug, für die nächste Saat ein gutes Bett zu bereiten. Das hört sich übrigens gut an, trotz Unruhe und Mühe; aber wenn man in der Welt von einem Streit in den andern, und von einem Krieg in den andern fällt, ist es recht traurig, und gar keine gute Empfehlung für den Herrn der Schöpfung.

—Schw. Susie Ratzlaff, Cleveland, O., schreibt, daß sie gegenwärtig bei den Eltern in Jansen, Nebr., ist, und gedenkt im September mit Geschw. Bartels nach China zu gehen. Missionar Bartel sagt in seinem Bericht, daß einige willig geworden seien, mitzugehen nach dem dunklen China, daß er aber noch nicht bestimmt sagen könne, wieviele neue Arbeiter mitgehen werden, es aber später berichten will. Wir werden dankbar sein, davon mehr zu hören, und beten, daß der Herr die Anstrengungen, die um der Ausbreitung des Evangeliums willen gemacht werden, segnen wolle.

— Die Schiedsverträge zwischen den Vereinigten Staaten und Großbritanien einerseits, und Frankreich andererseits, wurden den dritten August, 3 Uhr 10 Minuten in Präsident Tafts Bibliothekzimmer im Weißen Haus unterzeichnet. Für die Vereinigten Staaten unterzeichnete Staatssekretär Knox, für Großbritanien der englische Botschafter Bryce, für Frankreich dessen Botschafter Jusserand. Nachdem die Unterzeichnung geschehen war, setzte Taft seinen Namen unter zwei Botschaften, die in dieser Sache an den Senat gerichtet sind, der, um die Verträge rechtskräftig zu machen, sie ratifizieren muß.

— Von einer Frau Trawick Proctor in Georgia wird berichtet, daß sie mit ihrer neunzigjährigen Tochter Mary Proctor und zwei Ur-Urenkelinnen, Nachkommen einer anderen Tochter, in sehr dürftigen Verhältnissen in einer aus einem Raum bestehenden Hütte wohnt. Sie selbst ist 111 Jahre alt. Die Pension von 12 Dollar monatlich, welche sie bezieht, reicht lange nicht hin für die Bedürfnisse der vier Personen. Daher bestellt die neunzigjährige Tochter, so gut ihre schwachen Kräfte es vermögen, einen Gemüsegarten, und baut auch etwas Baumwolle. — Auch in Amerika trifft ein, was der Herr zu Adam sagte: „Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen, bis daß du wieder zu Erde werdest, davon du genommen bist."

— Es ist als eine besondere Gnade Gottes anzusehen, daß die Bibel in unseren Gemeinden noch immer als Gottes Wort gilt. Auf den ersten Blick scheint es wohl ganz natürlich, daß die Nachkommen derer, die die Bibel für eine Offenbarung des Willens Gottes halten, bei dem Glauben ihrer Väter bleiben, denn seit den frühesten Tagen ihres Lebens ist ihnen dieses eingeprägt; zuhause hören sie davon, in der Schule lernen sie es, und in der Kirche und Versammlung wird es ihnen wieder und wieder vorgetragen. So sind sie scheinbar in einen Strom geraten, der sie unbedingt diesen Weg führen muß. Sie müssen eben glauben, was ihre Eltern glaubten. Diese angeführten Dinge haben allerdings einen großen Einfluß auf den Menschen, könnten aber nicht schützen gegen eine Macht, die sich in jedem Menschen geltend zu machen sucht: Der Zweifel findet sehr bald Eingang, wenn sich das Herz nicht entschließen will, den Willen Gottes auszuführen, oder wenn er etwas tun will, was seiner Ueberzeugung nach gegen Gottes Willen ist. Und wenn das Ansehen des Wortes Gottes erst durch Zweifel im Herzen geschwächt ist, folgt der Unglaube nach und verwirft die Bibel ganz: sagt, es sei ein Fabelbuch, welches „gut zu lesen und lehrreich", oder auch „närrisch und schädlich" ist. Es ist also doch die Gefahr oder Möglichkeit vorhanden, den Glauben an die Echtheit des Wortes Gottes zu verlieren, und wenn wir um uns schauen, finden wir, daß hier und dort der Zweifel und der Unglaube rege werden, sich Opfer erbeuten, die dann fest glauben f r e i zu sein, und daß ihre zurechtgekünstelte Meinung über sich selbst, die ganze Welt und Gott, wenn sie überhaupt eine Meinung über ihn haben, die einzig richtige sei. An solchen sieht man, daß das **Wort Pauli** 2 Thess. 2, 11, 12 inErfüllung geht: Darum wird Gott ihnen kräftige Irrtümer senden, daß sie glauben der Lüge, auf daß gerichtet werden alle, die der Wahrheit nicht glauben, sondern haben Lust an der Ungerechtigkeit. Aber an uns sehen wir die Güte und Langmut Gottes, darin, daß er uns den Glauben an sein Wort erhalten, trotzdem wir auch widerspenstig gewesen sind.

Aus Mennonitischen Kreisen.

Henry Dick, Schrag, Wash., berichtet am 24. Juli: „Die Ernte ist jetzt besser, als in den beiden letzte nJahren, fällt aber doch nur mittelmäßig aus."

H. L. Jansen, Inman, Kansas, berichtet am 31. Juli „Wir hatten letzte Nacht einen schönen Regen, sowie auch etliche Male vorher in den letzten zwei Wochen, und so sieht es jetzt noch nach ziemlich Corn geben."

P. J. Löwen, Rosenort, Man., schreibt am 5. August: „Vom Wetter ist wie folgt zu berichten: Der Monat Juli war überaus kühl und trocken, und im Osten soll sogar Schnee gefallen sein. Der August brachte schon etwas Regen, auf Stellen mehr, auf Stellen weniger. — Einige fangen schon an, Getreide zu mähen, und mit Heu hat sich fast ein jeder gut versorgt; es war wenigstens genug gewachsen. Nachbar Gerh. Harms ist bereits gestorben. Sonntag war Begräbnis. Hoffentlich schickt jemand einen ausführlichen Bericht über ihn und sein Absterben. Grüßend, P. J. L."

P. P. W Töws, Hochstadt, Man. schreibt am 3. August: „Die Erntezeit, die schönste Zeit im ganzen Jahr ist wieder da. Wir werden denn auch, wenn nicht noch Hagel oder sonstiges Unwetter dazwischen kommt, eine wirklich reiche Ernte einheimsen können. Die Heuernte ist bei den meisten beendigt; auch diese ist reichlich ausgefallen. Futter fürs Vieh wird sich jeder reichlich anschaffen können. Wir hatten hier während der Ausstellung in Winnipeg Gäste aus allen Windrichtungen. Von Kansas Töws, und von Alberta waren u. a. Jak. B. Töws und Frau, Peter L. Bärg, Cor. W. Töws, Peter W. Töws, und andere mehr. — Es werden von hier eifrig Zurüstungen getroffen, um im Herbst von hier nach Britisch Columbia zu ziehen. — Nachrichten von dort laufen bis jetzt ziemlich gute ein. P. P. W. T."

Von Oregon schreibt Peter Ediger am 31. Juli: „Wir machten uns Donnerstag alle fertig, und fuhren per Auto zum Meer, welches in gerader Linie nur ungefähr 35 Meilen entfernt ist, während der Weg wegen der vielen Windungen um die Berge herum wohl 70 Meilen beträgt. Die ganze Fahrt nahm 7 Stunden in Anspruch. Wir „campen" also hier. Es ist hier am Meer sehr angenehm. Gleich nach unserer Ankunft kauften wir uns einen Salmon (Fisch) von 26 Pfund, zu 5 Cents das Pfund. Hier

herum ist die schönste Weide, und das Weidegeld für zwei Pferde pro Tag beträgt 30 Cents. Es kommen im Sommer viele Leute her, sich zu erholen und „gute Zeit“ zu haben. Milch kostet fünf Cents das Quart. Am Tage vor unserer Ankunft waren hier zwei Mann ertrunken; sie hatten versucht zu fischen, waren aber mit der Sache unbekannt. P. u. Lizzie Ediger.“

Von Needles, B. C., wird berichtet: „Das Wetter war hier für einige Zeit bedenklich warm, daß es für einen, der auf der Ebene aufgewachsen ist, ziemlich drückend war. Doch die Witterung hat sich sehr geändert, und zur Zeit herrscht ein kühler Luftzug.

Die Erdbeerernte scheint diesen Sommer gut ausgefallen zu sein; auch die anderen Früchte, wie Aepfel und anderes sollen gut geraten sein. Wie man in den Zeitungen liest, soll die Getreideernte auch vielversprechend aussehen. Die Herrn Beamten, die hier diesen Sommer 500 Acres „clearen“ wollen, scheinen noch bei gutem Trost zu sein, obgleich die Maschine zum Stumpfenziehen noch nicht Duluth, Minnesota, verlassen haben soll. Mir scheint es ziemlich schwer zu sein, hier einen Anfang zu bekommen; erstens ist das Tal zu weit vom Hafen entfernt; zweitens nimmt es zu lange, bis man etwas aus seinem Garten auf den Markt bringen kann. Doch will ich diese Gegend nicht verachten, denn es ist ein gesundes Klima hier, und im Winter soll es nicht über die 20 Gr. Kälte gehen.“

Christian Käfer, Henrietta, Texas, schreibt: „Lieber Bruder! Der Herr sei mit dir und den Deinen. Von den Terekern in Rußland wurde schon etliche Male die Bitte an die Leser der Rundschau gerichtet, ihnen Belehrung und Rat in Bezug des Baumwollebaues zu geben. Da bis jetzt noch nichts darüber in der Rundschau erschien, will ich kurz einiges aus meiner Praxis mitteilen. Ich wohne schon 18 Jahre in Nord Texas, in Henrietta, wo Baumwolle und auch andere Früchte produziert werden. Ein Buschel Baumwollesamen, 32 Pfund, ist ausreichend, um drei, oder auch dreieinhalb Acres zu bepflanzen. Zwei und einhalb Acres ist etwas mehr wie ein russische Desjatine. Das Pflanzen geschieht in Reihen, die zwei und einhalb Fuß auseinander sein müssen, ähnlich wie Welschcorn. In den Reihen sind die einzelnen Stöcke anderthalb Fuß auseinander zu pflanzen und zwar ganz flach, kaum einen Zoll tief. Die Baumwolle liebt auch nicht zuviel Wasser oder Regen.— Es ist vielleicht noch jemand, der es ihnen besser zur Lehre geben kann: es wäre gewiß den armen Leuten gut. Dies ist, was ich aus eigener Erfahrung mitteilen kann. Dich und alle Leser grüßend, Chr. K.“

(In der vorigen Nummer haben wir schon einen Brief von Freund Hiebert, Cordele, Ga., über diesen Gegenstand gebracht, und wir hoffen, auch diese Winke werden den Terekern willkommen sein. Editor.)

Von Sibirien schreibt Elisabeth Peter Neufeld: „Wir haben die Wände zu unserer Wohnung wohl schon stehen, aber es fehlt noch am Dach und an den Fenstern, wozu wir nicht das Geld haben. Es ist jetzt schon der 26. Juni, und im August ist es hier schon sehr kalt, oft schon Nachtfröste. Die Zukunft ist für uns dunkel. Auf eine Ernte können wir uns nicht verlassen, da wir nichts säen konnten. Als wir herkamen, gruben wir uns ein Loch in die Erde, stellten die Sparre darüber, und bedeckten es mit Erde. In dieser Wohnung sitzen wir auch jetzt noch. Wenn es möglich ist, bitte, uns etwas zur Mithilfe zu schicken! Unsere Adresse ist: „Rußl., Tomsk, Barnaul Stat. Kargat, Post Slawgorod, Utsch. No. 55. Dorf Gnadental, Peter P. Neufeld.

Anmerkung:

Wir geben hier die Bitte der Frau Neufeld wieder in der Hoffnung, daß die Verwandten und Freunde derselben, wenn sie von ihren schwierigen Verhältnissen erfahren, sich ihrer hilfreich annehmen werden. Ueberhaupt gilt ja der Befehl Jesu: „Wende dich nicht von dem, der dir abborgen will.“ allen seinen Nachfolgern. Man sende etwaige Gaben direkt an die obige Adresse, oder an Br. M. B. Fast, Reedley, Calif., der die Beförderung noch immer gerne besorgt. Auch wir nehmen Gaben zur Beförderung gerne entgegen. Editor.

Adreßveränderungen.

Henry Dyck, Weber, Wash., jetzt Schrag, Wash.

Abr. F. Rempel, Meade, Kans., jetzt Jansen, Nebr.

Isaak H. Klassen, Chortitz, Swift Current, Sask., jetzt Rosthern, Sask., Box 248.

John H. Fast, Wellston, Okla., jetzt Fairview, Okla.

Berichtigung.

Durch ein Versehen kommen in No. 31 mehrere Verstümmelungen vor. In einigen Berichten fehlen Zeilen, oder fehlende sind durch falsche ersetzt. Hoffentlich haben die Leser sich zurecht gefunden, und tragen es uns nicht weiter nach. Wir möchten aber doch einige Fehler hier berichtigen. Da ist auf der neunten Seite aus dem Bericht der Justina Peters die vorletzte Zeile in den folgenden von J. B. Köhn eingesandten Bericht geraten. Diese Zeile lautet: grüßend verbleibe ich eure geringe Schwe- — Dann ist auf derselben Seite in dem erwähnten Bericht von J. B. Köhn anstatt „Benj. Schmidten“ „Benj. Ecken“ zu lesen. Zweitens liest man in dem Bericht von M. B. Fast, auf der 13ten Seite, die sechste Zeile von unten: „Das letzte Mehl,“ usw., hier soll es heißen: „die Hilfe des Herrn mies. sagte er: Ja,“. — Auf Seite zwölf, Spalte zwei in der neunten Zeile von oben lese man: „gekauft haben, daß der jetzige Schnitt zur Sa-“! Editor.

Todesanzeige.

Werte Blutsfreunde und Verwandte!

Wir gedenken hiermit euch allen eine Todesnachricht in der werten Rundschau zu veröffentlichen, und bitten den werten Editor um freundliche Aufnahme derselben.

Endlich, am 30. Juni, 6 Uhr des Abends gefiel es dem gütigen Gott und Herrn, unsern lieben Vater und Großvater Dav. Braun, durch einen sanften Tod, nach einem 14 wöchigen, schweren Leiden, aus diesem mühevollen Leben abzurufen, wo hoffentlich seine liebe Gattin, sein Sohn Johann Braun (Feldsch.), etliche seiner Groß- und Urgroßkinder seiner mit großer Ungeduld geharret und mit unbeschreiblicher Freude den Vater und Großvater werden begrüßet haben! Der Verstorbene ist einer der ersten Ansiedler des Dorfes gewesen, und hat zuletzt vor seinem Abscheiden noch viel an seinen Beinen gelitten, und seine Kräfte ihm das Ein- und Aussteigen aus dem Bette ganz versagten, wozu ihm seine Kinder sehr behilflich waren. Die Begräbnisfeier fand am 3. Juli bei meinen Eltern Peter und Maria Braun —des genugsamen Raumes halber— statt; die Leichenrede jedoch wurde in unserer Kirche durch Prediger Peter Penner abgestattet, und nach dem Kaffee hielt Abra. Penner, Neffe des Verstorbenen, der telegraphisch gerufen worden war, im Elternhause eine kurze Nachrede, welche auch dankend von den Gästen entgegengenommen wurde.

Will denn mit meinem unvollkommenen Berichte schließen, hoffend, daß derselbe in aller Freunde Hände geraten möchte! Der verstorbene Großvater D. B. hat sein Leben gebracht auf 78 Jahre, und 11 Monate. Sein Geburtstag war der erste August.

Die trauernden, und doch fröhlich im Herrn Hinterbliebenen.

Ein Großkind des Verstorbenen,

Jak. D. Derksen.

Russia, St. Pitichugino, Jek. Gouv. Kont. Fröse, für Jakob David Derksen, Dorf Selenopole.

Bitte um Adresse!

Im Auftrage unserer Freunde Johann Klaassens in Rußland bitte ich um die Adressen der folgenden seiner Geschwister: — Seine Schwester Abram Penners, soviel Klaassen weiß, Herbert, Sask., — seine Brüder Jakob und Gerhard Spenst, der eine in Manitoba, der andere in Nord-Dakota. Klaassen möchte sehr gern die Adressen der Obengenannten haben, da er mit seinen Geschwistern in Briefwechsel treten will. Seine Adresse ist folgende: Südrußland, Gouv. und Kreis Cherson, Wolost Orloff, Post Tiege, Blumenort, Johann Klaassen.

Grüßend.

Bernhard A. Friesen.

Rosthern, Sask., Can.

Ein bitteres Wort zurückzuhalten ist oft schwer, noch schwerer, ein freundliches statt dessen zu sprechen.

Aus den Berichten

Br. J. S. Shoemakers, während seiner u. Bruder J. S. Hartzlers Missionsreise nach Indien und um die Welt

(Aus „Gospel Herald.")

Seit Jahren war es der Lieblingsgedanke des Schreibers, einmal mit Gottes Hilfe Palästina und andere Bibelländer zu besuchen; jene Länder, wo Abraham, Isaak und Jakob wohnten, das Land, wo die Könige und Propheten Israels lebten, und die Dörfer und die Flecken, wo Jesus lehrte u. seine Wunder verrichtete. Das Land der Heiligen Schrift wünschte ich zu sehen, und mi tmeinen Füßen zu durchwandern. Verschiedene Umstände hatten mich aber bisher an der Ausführung dieses Wunsches verhindert.

In den letzten Jahren wurde der „Mennonite Board of Missions and Charities" gegenüber wiederholt der Wunsch geäußert, daß man ein Komitee ernennen möchte, zu dem Zweck, Indien und andere Missionsfelder zu besuchen. Daraufhin wurde Br. J. S. Hartzler, und Schreiber dieses von der General Board gesandt, die Mission in Dhamtari, Indien und verschiedene andere von der besagten Board zu bestimmende Missionsfelder zu besuchen.

So wurde denn bestimmt, am 4. Juni 1910 an Bord des Dampfers Caledonia New York zu verlassen, und nach Glasgow, Schottland abzusegeln.

Sonnabend, den 21. Mai nahm ich von meiner Familie Abschied, mit der Aussicht, wenigstens ein ganzes Jahr abwesend zu sein. Nachdem ich noch mehrere Jahresversammlungen und Konferenzen, sowie das Mennoniten Publishing House in Scottdale besucht hatte, traten wir, Br. Hartzler und ich, von Greensburg, Pa., die Fahrt nach New York an.

Sonnabend nachmittag luden wir unser Gepäck auf den Hotelwagen, begaben uns dann zum Hafen und bestiegen den gewaltigen Dampfer „Caledonia". Punkt drei Uhr Nachmittag ertönte die Glocke zur Abfahrt. Eigentümliche Gefühle beschlichen unsere Herzen beim Anblick der zum Abschied winkenden Hände und Hüte, der flatternden Tücher und wehenden Fahnen. Bald verschwand dem Auge die Menge am Hafen, die Statue der Freiheit auf Ellis Island, usw. Mit dem Fernglas in der Hand warf man noch einen letzten Blick auf die hohen Wolkenkratzer der großen Metropole. Die Reise begann unter günstigen Witterungsverhältnissen, und die „große Tiefe" war verhältnismäßig ruhig. Ein frohes Gefühl belebte die Passagiere. Es befanden sich auch 30 bis 40 Prediger und eine Anzahl Missionare und Delegaten an Bord, die sich nach der Welt-Missionskonferenz in Edinburg, Schottland, begaben.

Sonntag, den 5. Juni war ein idealer Tag. Die Sonne schien hell, auf das sich kaum bewegende Wasser. Von Seekrankheit war fast keine Spur. Wir genossen mit Appetit die drei nahrhaften Mahlzeiten, welche uns im Verlauf jeden Tages geboten wurden.

Unsere Gedanken beschäftigten sich natürlich mit den Lieben dort in der Heimat, mit denen wir gewohnt waren, an diesem Tage zum Gottesdienst zu gehen. Die Zeit verfloß indessen angenehm und gewinnbringend beim Studium der Bibel und Anknüpfungen neuer Bekanntschaften usw. — Auch besuchten wir zwei religiöse Versammlungen, eine des Morgens, und die andere des Abends. So konnten wir des Abends im Hinblick auf die verschiedenen gemachten Erfahrungen sagen: „Wir haben heute seltsame Dinge gesehen."

Dienstag früh morgens erinnerten uns die deutlich sichtbaren GestadeNeufundlands daß wir trotz der 1000 Meilen Entfernung von New York uns immer noch in der Nähe der westlichen Halbkugel befanden.

Ungefähr um Sonnenuntergang desselben Tages tauchte rechts von uns ein Eisberg auf, an dem wir in einer Entfernung von einer Meile vorüber dampften. Als die Strahlen der untergehenden Sonne auf ihn fielen, funkelte die ganze Masse wie ein ungeheurer Diamant in goldener Einfassung. Dieser Wanderer aus der nördlichen Polarzone zeigte uns, daß wir uns der von Peary und Cook bereisten Gegend näherten. Wir erinnerten uns auch der Worte Davids: „Er wirft seine Schloßen wie Bissen; wer kann bleiben vor seinem Frost? Er spricht, so zerschmelzet es; er läßt seinen Wind wehen, so taut es auf."

Mehrere Abende wurden der Besprechung solcher Themata gewidmet, die auf der Konferenz in Edinburg zur Beratung kommen sollten. Die Versammlungen waren ermutigend und lehrreich für alle, die sich für die Evangelisation der Welt interessieren. Verschiedene Gottesdienste wurden während der Fahrt gehalten, welche alle erbaulich waren, und Zeugnis gaben, daß das Evangelium noch nicht seine rettende Kraft verloren hat für die, welche es im Glauben annehmen.

Sonnabend, bald nach Sonnenuntergang sah man in der Ferne die Berge Irlands. Freude durchbebte die Herzen so vieler, welche zu diesen smaragdenen Inseln zurück kehrten, ihre Freunde zu besuchen. Um 10:30 abends wurden ungefähr 300 Passagiere auf kleineren Fahrzeugen nach Londonderry gebracht.

Am nächsten Morgen, Sonntag, schifften wir die Frith of Clyde hinauf nach Glasgow. Auf beiden Seiten die herrliche Landschaft, hotte das Auge ein Bild, wie es schöner keine menschliche Hand malen könnte. Weil die Ebbe bereits eingetreten war, wurde in Greenrock abgesetzt, wo wir mit der Eisenbahn nach Glasgow weiterfuhren, und um 11:30 am Ort unserer Bestimmung ankamen. Dem Herrn sei Dank für seine Führung soweit.

Montag morgen 9 Uhr 50 Minuten verließen wir Glasgow und fuhren mit der Caledonian Bahn nach Edinburg. In etwa einer Stunde hatten wir 40 Meilen zurückgelegt. Mit Ausnahme der vielen Steinfenzen erinnerte uns die Gegend, welche wir durchfuhren, an die schönen Hügellandschaften in einigen Teilen unseres Heimatlandes.

Nach unserer Ankunft in Edinburg gingen wir sofort zum Hauptquartier der Sekretäre für die Welt-Missionskonferenz, wo wir uns die Tickets und die nötigen Informationen zur Konferenz anschafften und begaben uns dann zum Windsor - Hotel, wo das Komitee ein Zimmer für uns bestellt hatte.

Am Nachmittag desselben Tages machten Br. Hartzler und ich einen Spaziergang durch die Stadt. Dies ist tatsächlich eine Stadt der Gärten und Monumente. Am folgenden Tage besuchten wir das historische Edinburger Schloß, welches auf seinen Burgfelsen die Gärten der Prinzeß-Straße hoch überragt. Innerhalb der Mauern, die diese großartige, alte Burg umgeben, befindet sich eine kleine Kapelle, welche 400 Jahre alt sein soll. Nachdem wir das Schloß verlassen hatten, wohnten wir no cheinem Gottesdienste bei in der St. Gilles Kathedrale.

Die Konferenz wurde Dienstag, den 14. Juni zusammenberufen, und währte bis Donnerstag, den 23. Juni. Es wurden täglich drei Sitzungen in der „Assembly Hall" gehalten, zu welchen 1200 Delegaten von den verschiedenen Missionsgesellschaften ernannt worden waren. Die Mehrheit dieser Delegaten und mehrere Hundert Missionare aus den verschiedenen Teilen Chinas, Japans, Koreas, Indiens, Afrikas, Madagaskars, Südamerika und anderen Plätzen waren in den Versammlungen anwesend. Die auf der Konferenz gegebenen Staftitiken bezüglich der Millionen no chUngeretteter, und die Größe des zur Ernte reifen Feldes gibt uns das Gefühl, daß wir als Gemeinde verhältnismäßig wenig getan haben., den Befehl unseres Meisters: „Gehet hin in alle Welt, und prediget das Evangelium aller Kreatur" auszuführen.

Ich möchte übrigens nicht so verstanden sein, daß wir alles, was auf der Konferenz gesagt und getan wurde, gut heißen könnten. Es wurden dort Dinge gesagt, zu welchen wir nicht A m e n sagen konnten, und das Aeußere einiger Redner stimmte wenig mit der Lehre von der Einfachheit. Trotzdem überwog das Lobenswerte auf der Konferenz das was tadelnswert war, weit. Wir wollen dem Rat Pauli: „Prüfet aber alles, und das Gute behaltet," folgen.

Der Vorsitzende, John R. Mott ermahnte in seiner Schlußrede ernstlich zur persönlichen Heiligung eines jeden einzelnen Arbeiters. Er sagte auch: Das Ende der Konferenz ist der Anfang des Kampfes, u. sobald der Plan gemacht, fängt die Arbeit an. Er sagte auch, die Kirche habe noch nicht die herrliche Arbeit, den lebendigen Christus allen Menschen zu bringen, ernstlich angegriffen. Ein Gefühl großer Feierlichkeit schien die Versammlung zu durchdringen, als sie mit stillem Gebet schloß.

Wir blieben nach der Konferenz noch einen Tag in Edinburg, um noch einige Plätze von Interesse zu besuchen, wie z. B. das „Royal Scottish Museum der Wissenschaft und Kunst", „Holyrood Castle," usw.

Sonnabend den 25. bestiegen wir 9 Uhr 30 Minuten von der Station Waverly den Zug nach Lebanon, und legten die 395 Meilen in 8 Stunden zurück. Wir kamen 6:30 abends in London an und besorgten uns

sogleich eine Wohnung für die Zeit unseres dortigen Aufenthalts. Am folgenden Tage, Sonntage, besuchten wir vier verschiedene Gottesdienste. Abends waren wir im „Metropolitan Tabernacle," —Spurgeons Kirche. Ein betagter Prediger predigte über 2 Chron. 33, 1—19. Die Predigt war sowohl ermutigend, als auch lehrreich. In London blieben wir bis zum Abend des 29. Juni. Dann bestiegen wir auf der Station Liverpool um 8:30 den Zug nach Norwich, von wo wir mit dem Dampfer nach Holland fuhren. In Holland angekommen, nahmen wir, nachdem unser Gepäck von den Zollbeamten untersucht worden war, einen Zug nach Heidelberg, Deutschland. Von ganz besonderem Interesse war diese Fahrt zwischen Koblenz und Bingen, auf welcher Strecke unser Zug dem westlichen Rheinufer entlang fuhr.

Wir erreichten Heidelberg den 30. Juni, 4 Uhr 30 Minuten abends und besuchten einige Plätze von Wichtigkeit. Unter anderem sahe ich die „Universität zu Heidelberg," welche 160 Jahre vor der Entdeckung Amerikas gegründet wurde.

Am Nachmittag, den 1. Juli begaben wir uns nach Reihen, Baden, der Heimat des Aeltesten Jakob Hege, des Herausgebers des „Gemeinde Blatt", wo wir gastfreundliche Aufnahme fanden.

Fortsetzung von Seite 10.

von Jugend auf in der nördlichen Gegend und Klima gewesen sind, können sich keine Idee machen von solch mildem Klima, und was für Vorteil es ist, in solcher Gegend zu wohnen. Erstens hat ma nhier nicht zu fürchten, daß der Frost etwas schaden wird, und zweitens darf man sich nicht fürchten, daß die Ernte durch Hagel vernichtet wird; drittens braucht man nicht für den Winter die teuren Kleider, auch nicht soviel Kohlen, und wer hier arbeiten will, der hat gutes Auskommen.

Ich will mich noch etwas verantworten auf die Herunterstellung von Washington durch Br. Cor. Giesbrecht auf meine Correspondenz, wo ich vom Eiskeller erwähnt hatte, da ich in Saskatchewan verweilte. Er, Cor. Giesbrecht, sagt: Wenn ich nicht noch immer Zusatz aus dem Eiskeller hätte, wäre ich hier schon verhungert. nun, so grob ist es nicht; der Bruder hat vergessen, daß ich auch etwas in den Eiskeller hineinbrachte, und daß es nicht Erwerb war, was ich herausnahm, sondern es war das Land, das ich von der Krone bekam. Und dann ist nicht alles Wald in Washington. Zwar habe ich mir ein Stück mit Wald gekauft, dieweil ich es billig bekam. Und wir können auch schon unser Leben darauf machen. Ich hätte nichts dagegen geschrieben, wenn es nicht durch die Rundschau überall verbreitet wäre. Ich meine, es war etwas Verächtliches dabei. Es hat auch ein jeder Freiheit zu wohnen wo er will.

P. P. Giesbrecht.

Anmerkung:
Wir hielten die Bemerkung C. G.'s über Washington usw. für zwar ungeschickte aber wohlgemeinte Neckerei, die sein Freund ihm nicht übel nehmen würde, sonst hätten wir sie nicht aufgenommen. Hoffentlich haben wir uns darin auch nicht geirrt.

Editor.

Bothell, Washingt., den 28. Juli 1911.
Werter Editor!

Gruß des Friedens und der Liebe zuvor. Obzwar ich kein Correspondent bin, will ich doch versuchen, unter Gottes Beistand etwas für die liebe Rundschau beizutragen.

Da ich in No. 30 der Rundschau vom 26. Juli den Aufsatz des H. M. Friesen, über 1 Petri 3, 3—4 gelesen habe, und so recht von Herzen in den meisten Punkten, besonders in den vom Schmuck in Kleideranlegen, Goldumhängen und Haarflechten übereinstimme, so kann ich nicht anders, als nochmals den Lesern des Blattes so recht von Herzen zurufen: Prüfet doch diese von Friesen angeführten Schriftstellen mit stillem, kindlichem Geiste! und sehet doch wie wahr es ist, daß man dieses heute unter dem Christenvolke so oft und vielmal wahrnehmen muß! Ja, wie oft muß man hier und dort in den Kirchen und Gebetshäusern sehen, wie sich Glieder der Gemeinde mit solchem Schmuck heraustun, und das noch recht oft von sehr armen Leuten, die den letzten Cent, den sie besitzen, an kostbare Kleider und sonstige unnötige Dinge anwenden, während sie es doch viel besser anwenden würden, wenn sie ihre Schulden, die sie vielleicht haben, damit bezahlen würden. Ja, oftmals ist solcher Schmuck dem menschlichen Körper noch sehr schädlich, und nicht dienlich. Warum das? — Dann ist es auch sündlich, und Gott nicht angenehm. Ach, wie traurig sieht es doch oftmals aus unter denen, die sich Christen nennen! Ist es da noch zu verwundern, daß die Welt mit Fingern nach solchen deutet? Ach Herr, bewahre doch deine Kinder vor solch einem bösen und stolzen Geiste! Ja, ein solcher Geist ist nicht von Gott, sondern ist ein Geist der Finsternis und der Lügen. Darum prüfet alles, und das Beste behaltet!

Nun möchte ich noch ein wenig Besuche machen bei den Verwandten in Warenburg, Rußland. Da sind noch viele Cousins und Cousinen. Ich weiß sie aber nicht alle bei Namen aufzunennen; aber du, Heinrich Stumpf, am Magazin, du kannst doch schreiben, warum denn so stille sein? Und ihr, Kreiderstöchter, — da war eine Maria Catharina und Maria Elisabeth — lebt ihr noch, was? Und du, liebe Schwester, Maria Catharina, in Neu - Warenburg, lebt ihr beide noch? Bitte, laßt doch alle einmal von euch hören! Auch der Karl Kruse, in Sibirien, bei Omsk, oder wie es heißt, bist du auch noch am Leben, und bekommst die Rundschau, oder nicht? Bitte, laß michs wissen, meine Adresse findest du ja angeführt!

Nun ihr Lieben, hier in Amerika, bei Jansen, Nebr., Lincoln, Nebr., Oklahoma und California, und wo ihr alle seid, laßt doch von euch hören. Ich weiß, die meisten von euch lesen die Rundschau, und die ihr sie noch nicht leset, solltet sie euch bestellen, denn sie ist das beste deutsche Blatt mit sehr belehrendem Inhalt, usw.

Nun will ich nur noch bemerken, daß ich letzten Sonntag, den 23. die Freude hatte, mit den Geschwistern in Seattle sein zu dürfen, wo ich die Gelegenheit hatte, mit etlichen Brüdern von Tacoma bekannt zu werden; besonders aber mit einem jungen Prediger von Portland, Oreg., nämlich Pastor Schwabenland, mit dessen Mutter ich in der alten Heimat gut bekannt gewesen bin. Sie ist eine geborene Maria Christina Kinzel, von Warenburg. Ihr ältester Bruder, Georg Phillip, war mein Schwager; er hatte meine älteste Schwester zur Frau. Bruder Schwabenland ist ein recht kinndlich gläubiger Pred., ein wahres Kind Gottes. Wir hatten zusammen recht gesegnete Stunden, und sage abermals den lieben Geschwistern herzlichen Dank für die freundliche Aufnahme und Bewirtung.

Mit herzlichem Gruß von eurem Bruder in Christo,

Joh. H. Stumpf,
Bothell, Wash.,
R. D. 1, Box 86.

Canada

Saskatchewan.

Rosthern, Sask., Can., den 2. Aug. 1911.
Werte Rundschau!

Da ich schon lange nichts berichtet habe, so möchte ich dir mit diesem etwas mitteilen.

Zuerst möchte ich berichten, daß wir hier sehr schönes Wetter haben, und die Ernteaussichten scheinen alles Dagewesene übertreffen zu wollen; einfach prachtvoll! Das Getreide ist noch nie so gleichmäßig gewesen wie jetzt. Aber die Arbeiter scheinen das auch ausnützen zu wollen, denn sie verlangen unverschämte Preise für ihre Hilfe.

Neuigkeiten sind folgende: Jacob Giesbrecht, bei Waldheim, Sask., der früher bei Reinland, Manitoba wohnte, ist gestern den 1. August gestorben. Auch Peter Klassen, ein Prediger der Rosengarter- oder Alt Kolonier Gemeinde bei Hague ist gestern ebenfalls nach langem und schwerem Leiden gestorben, und David Friesen, Blumenheim, bei Hague, der Schwiegervater des Johann Siemens, Rosthern, schon lange Zeit sehr leidend gewesen.

Dann habe ich noch zu berichten, daß H. Nickel von Laird heute hier ankam von seiner Besuchsreise nach Rußland. Die Reise hat ihm sehr gut gegangen. Er bedauert nur, daß er seinen Bruder Peter Nickel, von Borden, Sask., habe müssen an der russischen Grenze zurücklassen. Peter Nikkel war nämlich Witwer und fand auf seiner Besuchsreise in Rußland eine passende bessere Hälfte, eine Witwe mit Kindern, mit der er sich für dieses Leben vereinigte, und deretwegen er an der russisch. Grenze aufgehalten wurde. Mit Peter kommt aber auch noch eine andere Familie, deren Na-

men ich mich nicht entsinnen kann, mit nach Canada. .

Wie Heinrich Nickel mir mitteilte, sind die Ernteaussichten im südlichen Rußland sehr gut; aber im Sibirieschen soll es sehr trocken sein, und scheint die dortige Ernte folgedessen sehr klein werden zu wollen. Wie Freund Nickel mir sagte, sollen in Rußland viel junge Leute sein, die da möchten nach Canada kommen, wenn sie die Mittel hätten, oder wenn ihnen von hier aus geholfen würde. Dort soll der Verdienst sehr klein sein, während wir hier $2.50 per Tag zahlen, und doch nicht Arbeiter bekommen können. Ja, hier zahlen die Farmer 300 bis 400 Dollars per Jahr, und bekommen nicht genügend Arbeiter.

Nun ja, dem Editor wird dieses Mal mein Artikel wohl zu lang werden, aber ich kanns nicht helfen, ich muß alles verplappern, was ich weiß. (Wir sind ja auch noch alle ganz aufmerksam. Ed.)

Also, jetzt will ich noch kurz berichten, wie es in unserm Hospital in Rosthern aussieht. Wir haben gegenwärtig 13 Kranke im Hospital, und seit Fräulein Helena Peters als Krankenwärterin angestellt ist, hat sich vieles verändert. Die Leidenden kommen mit vollem Zutrauen und lassen sich von unsern Aerzten behandeln und von Fräulein Peters und ihren Gehilfinnen bedienen. Unsere Aerzte haben hier einige ziemlich schwierige Operationen ausgeführt und man muß sagen, sie haben ein Meisterstück ausgeführt. Hier wurde z. B. ein Kindchen operiert, das ein sog. Hasenschar —Hasenscharte hatte. Dieses Kindchen sieht jetzt so schön aus wie irgend ein anderes Kindchen, und man kann die Narbe kaum bemerken. Dr. M. M. Seymor, unser öffentlicher Gesundheits-Kommissar, besuchte neulich unser Hospital und schrieb uns darauf einen Brief, den wir auch in der Rundschau möchten veröffentlicht sehen, wenn es dem Editor nicht zuviel Raum wegnimmt. Ich lege den Brief in einen Ausschnitt aus „Der Nordwesten," bei:

An den Editor!

Mein Herr!

Würden Sie wohl so freundlich sein, und den folgenden Brief vom Oeffentlichen Gesundheits-Dpartement in den Spalten Ihres Blattes veröffentlichen, da er das öffentliche Interesse berührende Winke enthält.

Ergebenst!

Henry Assiter.
Sekr. Schatzmeister.

Rev. Harry Assiter,
Sekretär Alexandra Hospital
Rosthern, Sask.

Mein Herr!

Meinem Versprechen gemäß habe ich Ihr Hospital besichtigt, und finde es in jeglicher Beziehung dem beabsichtigten Zweck angemessen. Das Gebäude ist wohl entworfen und die Arbeit gut ausgeführt, dazu ist die Anstalt mit dem erforderlichen Material ausgestattet, um erfolgreiche Arbeit tun zu können.

Zu meinem Bedauern sehe ich, daß, gewisser Mißverständnisse halber, die sich durch diese Anstalt darbietenden Vorteile nicht wahrgenommen werden, obschon sich diese Mißverständnisse, so ernster Art sie sein mögen, durch einigen guten Willen leicht aus dem Wege räumen ließen, soweit ich sehen kann. Eine Anstalt dieser Art sollte sowohl Rosthern als auch seiner Umgebung von größtem Segen sein, den Aerzten ihrer Stadt müßte ebenfalls ei ngroßer Nutzen aus dieser Anstalt erwachsen, da sie ihren Patienten in demselben eine um so viel bessere Pflege könnten angedeihen lassen, als wenn sie dieselben in Privathäusern behandeln oder gar in Hotels, welch letztere nach mir gewordenen Mitteilungen häufig kranken Leuten zum Aufenthalt während der Behandlung angewiesen werden.

Das Hospitalgebäude entspricht völlig den nötigen Anforderungen zur Erlangung der Bewilligung (Grant) von der Regierung, und ich werde es mir zu einem Vergnügen machen, die Zahlung derselben zu empfehlen, und werde mich dahin bemühen, zu bewirken, daß diese Bewilligung von dem Datum der Eröffnung der Anstalt datiert wird, ungeachtet der Tatsache, daß Sie unterlassen haben, einigen Anforderungen zur Erlangung der erwähnten Bewilligung zu genügen.

Indem ich Ihrem ausgezeichneten Institut allen möglichen Erfolg wünsche, versichere ich zugleich, Ihnen allen mir irgend zu Gebote stehenden Beistand zu leisten. Ich bin

Ihr gehorsamer Diener,
M. M. Seymour
Oeffentlicher Gesundheits-Kommissar.

H. Assiter, Sec. Treasurer,
Alexandra Hospital.
Rosthern, Sask., im Juli 1911.

Jakob Andres von Laird war so freundlich, zwei Wanduhren dem Hospital zu schenken, wozu wohl mehrere Farmer das Geld zusammen legten. Andere Farmer bringen allerlei Gemüse und Eßwaren, u. es ist auch sehr zu empfehlen, daß das Hospital in dieser Weise unterstützt wird, und auf ein paar Hühner, einen Schinken, einen Sack Mehl oder Kartoffeln kommt es einem Farmer gar nicht an, u. im Hospital hilft es viel. Ich erhielt sogar von Minnesota von einer Frau Wölke ein Kleidungsstück für Kinder und ein paar Teelöffel für unser Hospital, u. statte hiermit meinen besten Dank dafür ab. Es wäre sehr erwünscht, wenn unser Hospital recht von unsern Mitbrüdern auch mit Baargeld unterstützt würde.

Den Editor um Entschuldigung bittend, daß meine Korrespondenz wohl etwas ausgedehnt ist, grüße ich ihn und alle Leser herzlich, und verbleibe,

Euer Mitpilger,
B. J. Friesen.

Später, den 4. August.

Entschuldige, daß ich schon wieder mit einem Bericht komme; aber der leidende David Friesen, von dem ich in meiner letzten Korrespondenz berichtete, ist gestern gestorben. Sein Alter hat er auf 72 Jahre und 3 Monate gebracht. Er ist in Blumengart, in der Alten Kolonie, Rußland, geboren. Wenn ich recht bin, hat er in Rußland noch eine Schwester, eine Frau Klippenstein, obiges diene ihr zur Nachricht. Dann möchte ich noch bemerken, daß mein Schwiegervater Peter Abrams, früher in Puchtin, Rußland, noch lebt. Er war letzten 25. April 88 Jahre alt, und wäre seinem Alter nach auch noch ziemlich rüstig; aber vor ein paar Jahren bekam er einen Bruch am Unterleib, und dieses bereitet ihm große Schmerzen. Auch sein Augenlicht hat er vor einigen Jahren verloren, aber seine Sinne sind noch sehr gut. Er bestellte alle seine Bekannte und Freunde herzlich zu grüßen. Er wohnt jetzt bei seiner ältesten Tochter Elisabeth. Frau Witwe Ja kobSchapansky, Gretna, Man. Meine Frau und ich waren unlängst bei ihnen zu Besuch. Vor einiger Zeit erkundigte sich Bernhard Gerbrand, ein Freund des Vaters nach ihm, und weil ich noch keine Antwort in der Rundschau gesehen habe, so diene dieses Onkel Gerbrand zur Nachricht.

Jetzt möchte ich noch ein paar Worte über unsere gegenseitige Mennonitische Hagelversicherung bemerken. Dieses ist das dritte Jahr, daß diese Versicherung besteht, und sind jetzt 105,000 Acres versichert. Das erste Jahr waren ungefähr 35 000 Acres versichert und letztes Jahr waren etwas über 70,000 Acres versichert, und es wäre erwünscht, daß jeder mennonitische Farmer sich an dieser Versicherung beteiligen würde, dann könnte der Preis von 15c per Acre auf 10c reduziert werden.

Zum Schluß noch den Editor und alle Leser herzlich grüßend,

Verbleibe ich euer Mitpilger,
B. J. Friesen.

Rußland

Tiegenhof, den 1. Juli 1911.

Für die Rundschau!

Habe schon eine zeitlang nichts für die Rundschau eingesandt. Möchte mit diesem allen lieben Freunden und Bekannten, wo sie auch wohnen, einen herzlichen Gruß und Liebeszeichen übermitteln. Das Briefschreiben an einzelne liebe Freunde ist so wenig geworden, entweder macht es das Alter, oder der Umstand, daß ich ein Jahr lang alle männliche Hilfe entbehren mußte. Auch dieses Vorjahr hat ja seine vielen Trockigkeiten gehabt, weil mein ausgedienter Sohn Gerhard sich im Mai verheiratet hat und als Bräutigam schon seit vor Weihnachten und auch bis nach der Hochzeit so sehr viel eigene Geschäfte hatte. Sie wohnen jetzt bei mir; das ist ja für mich eine große Hilfe, er muß sich in die Landwirtschaft wieder neu hineinleben.

Seine Frau ist Heinrich P. Dicks Tochter früher Pappelheim. Heinrich dient auf der Forstei.

Ich bin im Vorsommer schon einige Male in der Molotschna-Kolonie und auf Hochfeld gewesen. Meiner lieben Schwester Jak. Wienßen Sohn verheiratete sich in Tiege. Dort traf ich ja viele liebe Freun-

de, Bekannte und Geschwister. Jakob Rempel, Tiegenhagen, hatten Silberhochzeit u. zugleich auch Hochzeit einer lieben Tochter. Ich traf dort auch eure lieben Geschwister Jakob und Johann Thießens und P. Unruhs, liebe Geschwister Abraham Reimers, Nebraska. P. Unruh traute das junge Paar. Den 24. Juni war ich bei eurer Mama auf Hochfeld, H. Töwsen waren auch zuhause. Soviel euch zur Nachricht mit herzlichem Gruß.

Ich suche immer gleich die Rundschau, wenn ich sie erhalte, durch, ob wo ein lieber Freundesname ist, finde sie jedoch zu selten. Es freut mich aber dann doch, wenn ich einmal ein paar Worte lesen darf, z. B., daß die lieben Geschwister Franz Klaßens in California gesund sind, oder etwas vom lieben M. B. Fast, oder wenn du, lieber Freund Jak. Pauls, Kas. etwas schreibst, oder von dem so lieben Hüb. in Minnesota einen Gruß, usw.— Bitte, schreibt mehr, auch du, lieber Bruder D. Unger.

Die Ernte ist hier diese Woche in vollen Gang gekommen. Es wird fast nur mit amerikanischen Selbstbindern gearbeitet. Wenn auch der Winterweizen ausgegangen und dafür nur Unkraut gewachsen ist, so wie bei mir jetzt, wird doch mit dem Selbstbinder gemäht. Auf Stellen ist doch sehr guter Weizen; aber es ist sehr viel ausgegangen, besonders, der im Herbst früh gesät wurde, und sehr gut steht. So geht's in der Welt! Das Sommergetreide ist gut, sodaß es im Durchschnitt eine gute Ernte gibt. Der Gesundheitszustand ist auch gut. „Der Herr denket an uns, und segnet uns."

Br. Johann Eppen, unser gewählter Prediger, die zehn Monate in Berlin in der Bibelschule waren, sind Sonntag zurückgekommen. Hoffentlich tritt er ausgerüstet in die Arbeit ein, als Zeuge Jesu Christi, denn Jesus sagt ja: „Ihr sollt meine Zeugen sein." Br. Is. Th—'s Sohn Jakob bleibt noch dort. Auf wielange ist noch unbestimmt.

Dem lieben alten Freund Johann Neufeld, Inman, Kans., einen freundlichen Dank, und einen sehr herzlichen Gruß. Es freut mich, daß er noch an mich denkt. Ja, ja, der liebe Gott hält auch uns seine Zusage: „Ich will euch tragen bis ins Alter," usw.

Dem lieben Editor und allen Lieben einen herzlichen Gruß mit Joh. 11, 16.

Euer aller Mitpilger ins obere Heim,

Jak. Enns.

Olgafeld, Taurien, den 3. Juli 1911.

Wünsche dem Editor und den Lesern eine schöne Gesundheit an Leib und Seele und den Frieden Gottes, und sage auch: „Friede sei in diesem Hause, wo dies Blatt einkehrt."

Nun ist meine Bitte an den Editor, daß er diesen wenigen Zeilen möchte Raum geben in den Spalten der Rundschau!

Ihr Liebe ndort in Amerika! Es sind dort Isaak und Aaron Derksens, und deren Kinder; warum läßt sich von euch doch keiner hören? Ueberhaupt ihr beiden Schwager, und du, Aron Derksen, du hast mich schon lange aufgezogen damit, daß du immer sagtest, du werdest an uns schreiben; aber bis jetzt ist es noch nichts geworden.

Jetzt will ich ein wenig Umschau halten bei Peter Derksen, Steinbach, Manitoba. Guten Tag, ihr Lieben. Deinen Bericht in No. 19, Seite 7 habe ich gelesen, und habe mich daran gefreut, als wenn es dein Vater geschrieben hätte. Darum nur immer mehr solches und auch ihr Kinder alle.

Wir sind so leidlich gesund, und wünschen euch dasselbe. Wer sich meiner noch erinnert, der kann sich dieses annehmen.

Ei ihr, Heinrich und Gerhard Neufelds, und du, Aron Derksen, was macht ihr immer? Und du, Diedrich Olfert, von dir ist auch nichts mehr zu hören!

Hier fangen die Leute mit dem Mähen des Getreides an. Die Aussichten sind jetzt besser, als voriges Jahr.

Euer Geschwister auf dem Wege zur Ewigkeit.

Jak. u. H. Sawatzky.

Kamyschewa, Rußland, den 25. Juli 1911.

Teile dir, lieber Bruder Wiens und allen Rundschauleser nmit, daß für uns hier in Orenburg wieder eine schwierige Zeit eintritt.

Nachdem wir in diesem Frühjahr die Saatzeit frühe beendigt hatten, sahen unsere Felder prachtvoll aus, so daß wir auf eine sehr gute Ernte rechneten. Aber Gottes Gedanken sind nicht unsere Gedanken: Der Herr ließ uns nicht den nötigen Regen zukommen. Wenn nach langem Warten auch Wolken aufstiegen, so war es Staub und Wind. Alle Tage war es furchtbar heiß, und heiß war auch der Wind. Unser Getreide verlor sich immer mehr und mehr, und es ging uns, wie es in Jerem. 14, 4 heißt. Die Kinder Gottes vereinigten sich zum Gebet, doch man merkte, es war, als wenn sie nicht im Vertrauen beteten. Wir vereinigten uns dann, um alle Hindernisse, die uns bekannt waren, hinweg zu räumen. Wir fasteten und beteten, und es schien, als ob uns der Herr gleich erhört habe, denn am Himmel zeigten sich schwere Wolken. Doch trotz der Wolken blieb der Regen aus. Bußetränen waren geflossen, aber der Herr hatte wohl noch nicht sein Ziel erreicht mit uns. Wir kamen auf das Wort des Propheten Hesekiel Kap. 14, 12—23.

Unsere Felder sind dürre geworden. Man rechnet von dem, was noch zu schneiden geht, ungefähr vier Pud per Desj. zu bekommen —wohl etwas mehr wie 50 Pfund vom Acre—. Ich habe zwar die Frucht in den letzten Tagen nicht selbst gesehen, aber daß vieles nicht zu mähen geht, das habe ich gesehen. Das alte Weizenstroh kostet schon per Faden 15 bis 25 Rubel. Das Vieh will niemand haben, und durch die 2 mittelmäßigen Ernten wurde viel Vieh angeschafft. Wollte Gott, er ließe mehr regnen, daß wir Futter für das Vieh bekämen! O, man sieht es den Leuten so an, daß sie mit großen Kämpfen umgehen, daß sie mit dem Gedanken umgehen: „Es ist kein Gott." Andere sprechen sich mürrisch aus. Ach, wie sieht man es dann, wie der Mensch so an der Erde klebt. Wir singen manchesmal:

„Von der Erde mach' mit los,
Mache meinen Glauben groß!"

Aber wenn Gott anfängt, uns loszumachen, dann erschrecken wir, und fürchten uns und wissen nicht, wo es hinaus soll.

Nun betet für uns, daß wir auf die Hilfe des Herrn bauen.

Euer Mitpilger nach Zion,'

Dav. Janz,
Prediger.

Kraßikow, Samara, den 6. Juli 1911.

Werter Editor und Leser!
Da mein letzter Bericht schon in der Rundschau erschienen ist, so dachte ich, wieder ein paar unvollkommene Zeilen der Rundschau zur Verfügung zu stellen.

Eine wichtige Begebenheit kann ich den Lesern mitteilen, daß nämlich 300 Faden von uns entfernt der Sohn des Heinrich Friesen von Podolsk, eine Beute des Todes wurde. Friesens Söhne pflügten an unse-Pferde nach Feieraben vbgdh: cvmfwy zllck rer Grenze, nahe am Tock, und ließen sich gelüsten, nach Feierabend die Pferde im Tock zu schwemmen, und setzte sich der arme Kornelius auf ein Pferd, nahm die Zügeln des andern in die Hand, u. fort gings in die heimtückische Fluten des Tocks, welche ihn in kurzer Zeit herabschwemmten, und — Spurgeon sagt: „Wenn jemand ins Wasser fällt, und dann gut schwimmen kann, das hilft ihm dann mehr, als wenn er Mathematik studiert hat. Das war eben das Unglück;Kornelius konnte nicht schwimmen, und er mußte ertrinken.

Heinrich Friesens stammen von Schönsee, sind aber von Memrik hierher gezogen.

Nun möchte ich noch bemerken, daß unsere Ansiedlung einen angenehmen, amerikanischen Besuch hatte, nämlich J. J. Wiens samt Frau, und zwei kleinen Burschen. Wiens bereitet sich wohl vor, unter die Heiden zu gehen. Seine Eltern habe ich vor vielen Jahren in Sparrau gut gekannt. Lebt Heinrich und Franz Wiens auch noch? Wir haben uns früher gut gekannt. Ich bin Heinrich Löwen, zu jener Zeit in Muntau.

Bruder Jakob Wiens hat hier im Segen gearbeitet und hat hier auch bessere Aufnahme gefunden, als wie es sich hört, dieses an der Molotschna der Fall war, denn das Betragen seiner Glaubensgenossen an der Molotschna nötigt einem an folgenden Vers zu denken:

Den Namen habe, daß man lebe,
Und tot sein, ist ein falscher Ruhm,
O, daß mir dies Erweckung gäbe
Zu einem wahren Christentum,
Vor Christi gilt kein leerer Schein,
Das, was ich heiße, soll ich sein."

In Pleschanow sind in einem Gebäude zwei große Personen an den Schwarzblat-

tern, nicht lange auseinander gestorben.

Editor und Leser bestens grüßend,

euer Mitleser,

Heinr. Löwen.

Alexanderkron, Rußl., den 18. Juni 1911.

Werte Rundschau!

Friede zuvor! Wir befinden uns verhältnismäßig wohl, und wünschen solches dem Editor, seiner Familie und allen w. Rundschaulesern hüben und drüben.

Jak. K. Neufeld, Rosthern, Sask., kann ich berichten, daß Onkel und Tante, Joh. Dücken, Lichtfelde noch beide leben und ihrem Alter nach noch ziemlich munter sind. Sie wohnen bei ihrem Sohne Johann. Jakob wohnt in der Stadt Berdjansk, ist Teilhaber an einer Garnfabrik. Von den Mädchen kann ich wenig berichten. Eine wohnt in Einlage und eine in Memrik.

Onkel Gerhard Hildebrand lebt noch, u. ist ganz munter. Jakob Harders leben noch, wohnen in Lichtfelde. Sie feierten den 22. Mai ihre Silberhochzeit. Johann und David wohnen hier im Dorf. Es geht allen ganz gut.

Den 16. war in unserer Kirche Predigerwahl. Diese hat Heinrich Kopp, Sohn des lieben Aeltesten, Dietr. Harder, Kleefeld und Heinrich Ewert, Prangenau, getroffen.

Den 19. feiern Heinrich Schellenbergs Silberhochzeit. Heute feiert Mama ihren Geburtstag, wohl der 79te.

Peter Hübner baut ein schönes Nebenhaus. Mit dem Bau für Doktor und Apotheker geht es rasch vorwärts. Die Außenwand ist fertig. Jetzt werden die Dachziegeln hinaufgebracht, und um zwei Monate wird es ganz fertig sein.

Wir sind jetzt nahe an der Ernte. Es wird schon Roggen gemäht. Nächste Woche geht es in den Weizen hinein. Der Weizen ist in diesem Jahre schlecht. Viele haben einen großen Teil desselben umgepflügt, und viel könnte noch umgepflügt werden. Guter Weizen ist wenig, und sehr guter keiner. In unserem Dorfe wird es dieses Jahr sehr wenig Weizen geben, welches manchem (wohl keinem?) sehr paßt. Gottes Wege sind nicht unsere Wege. Der Mensch denkt, und Gott lenkt. Das Sommergetreide, Gerste und Hafer ist auch nicht aufs Beste. Der Winterweizen ist vom Ungeziefer vertilgt worden. Es hat überhaupt sehr an Regen gemangelt. Es hat seit dem Frühjahr wenig geregnet; auf der Steppe hat noch nicht das Wasser gelaufen, und so ist das Sommergetreide beinahe ohne Wasser gewachsen. Zudem hatten wir in letzter Zeit große Hitze. So kalt wie es im Winter war, so heiß ist es jetzt, ein Unterschied auf 60 Grad R. Jetzt gehen beinahe alle Tage Gewitterregen, ziehen aber unsere Steppe nur vorbei. Doch wir glauben, daß für uns noch Regen bleibt.

Später, den 26. Juni.

Heute kann ich berichten, daß wir den 21. einen schönen Regen bekamen. Der meiste Weizen ist gemäht. Jetzt wird die Gerste angefangen.

Heute hatten wir Begräbnis. Die Frau Abraham Fast wurde begraben. Sie starb den 24. 3 Uhr morgens selig im Glauben an ihren Heiland. Sie ist etwas über 71 Jahre alt geworden; im Ehestand über 50 Jahre gelebt. Ihre Kinder leben noch alle, waren aber der weiten Entfernung halber nicht alle erschienen.

Nun genug. Die schwere Arbeitszeit ist da! Gott wolle geben, daß alle gesund und vor Unglück bewahrt bleiben, das ist der Wunsch von einem Mitpilger

Heinr. Neumann.

Ein Menschenfreund.

Von einem idealen Verhältnis zwischen einem Arzt und seinen Patienten, das in dieser Art wohl ganz vereinzelt dasteht, berichtet der Schriftsteller J. G. Tjarks aus Posada, einer erst vor wenigen Jahrzehnten gegründeten, und rasch emporblühenden Stadt im nördlichen Chaco, —Argentinien.

Dort ist vor wenigen Monaten der spanische Arzt, D. Rom. Madariaga, der seit Jahren daselbst ansässig war, gestorben. Da er auf viele Stunden der einzige Arzt und dazu noch sehr tüchtig war, hatte er eine sehr große Praxis und hätte ein großes Vermögen erwerben können, wenn es ihm darum zu tun gewesen wäre. Aber er faßte seine Tätigkeit nur als einen ihm von Gott befohlenen Dienst an seinen leidenden Mitmenschen auf, für den man ihm deshalb auch nichts schulde. So war er denn niemals zu bewegen irgend jemanden eine Rechnung auszustellen. Die wohlhabenden Leute konnten ihre Schuld nicht anders entrichten, als daß sie ihm von Zeit zu Zeit eine Summe unter Couvert ins Haus sandten; den Armen nahm er überhaupt nichts ab.

Und trotzdem kam der Mann nicht zu kurz. Denn er brauchte weiter kein Geld als zur Bezahlung seines Dieners, für die Versorgung seiner nervenkranken Frau u. für etwaige Reisen oder Ausflüge außer Landes. Alles, was er in der Nähe brauchte, war für ihn frei. In den Geschäften holte er sich unentgeltlich was er brauchte an Kleidern, Schuhen und dergleichen, in den Hotels speiste er, ohne daß ihm je eine Rechnung vorgelegt wurde, und wenn er danach verlangte, so weigerte man sich, von ihm Geld anzunehmen. Selbst die Kellner wiesen das von ihm ihnen in der liebenswürdigsten Weise angebotene Trinkgeld ab. Denn sie wußten alle, daß er auch keinen Centavo von ihnen nahm, wenn sie krank und elend zu ihm kamen. Armen Familien brachte er Geld und Medizin und war stets bereit, andern mit seinem Können zu dienen, ohne je auf Gegendienste zu rechnen. Darum begegnete ihm auch die ganze Bevölkerung mit der größten Achtung und Liebe, und als er dieses Jahr an einer akuten Krankheit kurz vor Ostern starb, trauerte ganz Posada um den heimgegangenen Wohltäter. Am Tage der Beerdigung schlossen alle Geschäfte wie an einem hohen Feiertage und ein gewaltiger Trauerzug folgte dem prachtvoll geschmückten Sarge nach dem Friedhofe.

—Ill. Staatsztg.

Größter Staudamm und größter Oelbehälter der Welt.

Zwei gigantische Bauwerke sind in jüngster Zeit im fernen Westen vollendet worden.

Das eine ist der Roosevelt-Damm in Arizona, dem Lande der Gegensätze. Neben Quadratmeilen dürrer, sonnverbrannter Ebenen findet man dort herrliche Wälder und schneebedeckte Berge. Wilde Bergströme bahnen sich ihren Weg durch tiefeingeschnittene Schluchten, um schließlich dem großen Colorado zuzuströmen. Ihr Wasser geht für die Hochebenen, die guten Boden aufweisen, verloren. Um nun im prächtigen Salt River Valley, wo Klima und Boden nichts zu wünschen übrig lassen, die Wasser des Salt River zu einer ausgedehnten Berieselung zu verwerten —im Ganzen für 240 000 Acres Neuland — ist dieser Tage ein gewaltiges Bauwerk, das bedeutendste seiner Art, das die Regierung dem Gesetze gemäß unternommen hat, welches die Berieselung der Oedländereien des Westens gutheißt, fertig geworden. Der Roosevelt-Damm hat eine Länge von 1 080 Fuß, ist an seiner Basis 168 Fuß dick, und seine Höhe beträgt 280 Fuß, d. h. er ist höher denn der Prudential-Wolkenschaber in New York, und die Mauer ist eben so breit, daß ein 16 Fuß breiter Fahrweg darauf angelegt werden konnte. Der Damm ist in einem Halbkreise aufgeführt, was ihm größere Widerstandskraft verleiht, und er wird einen kleinen See aufstauen, dessen Wassermasse imstande wäre, 1,284,000 Acres einen Fuß hoch zu überfluten. Der ganze Damm mit seinen Wegebauten hat gegen $8,000,000 gekostet.

Ein ebenso großartiges, aber wohl noch eigentümlicheres Bauwerk hat die Union Oil Co., bei San Luis Obispo in California errichtet, nämlich zwei gleichgroße, riesenhafte Oelbehälter aus Zement.

Jedes dieser Reservoire hat einen Durchmesser von 661 Fuß im klaren und ist beinahe 20 und einhalb Fuß hoch, und wenn voll, hält jedes 1,000,000 Fässer Oel. Diese Riesenbehälter sind bezeichnend für den Aufschwung der kalifornischen Oelfelder. Die Oelgeiser des San Joaquin-Tales produzieren nämlich heute eine solche Menge des schätzbaren Brennmaterials, das es notwendig geworden ist, in riesigen Becken die sprudelnde Gabe der Erde aufzustauen. Man hat die Behälter aber nicht im eigentlichen Oelgebiet angelegt, sondern in der Nähe der Küste, nahe dem Hafen von San Luis Obispo, und leitet das Oel durch eine achtzöllige Röhrenanlage, die eine Gesamtlänge von 230 Meilen hat, von den Oelfeldern bei Bakersfield, Coulinga, Sunset, Maricopa, McKittrick, und Midway dorthin.

An dem Bau dieser Tanks, die zusammen $500,000 kosten, war eine kleine Armee beschäftigt. Es arbeiteten dreihundert Gespanne mit ebenso vielen Fuhrleuten an den Ausgrabungsarbeiten, und 300 Zementarbeiter führten die Mauern auf. Die Erde wurde rundherum aufgehäuft, sodaß sie im Falle eines Feuers als Brandwall

dient. Jeder dieser kolossalen Oelbehälter wurde in der erstaunlich kurzen Zeit von 40 Tagen hergestellt, und zwar nicht nur die Rundmauern, sondern auch die Ausgrabungsarbeit gerechnet, und auch der Boden der Behälter, der ebenfalls von Zement ist. Er ist zwei und einhalb Zoll dick, durch ein Drahtnetz verstärkt, und nach der Mitte zu, wo das Abflußrohr ausmündet, leicht gesenkt.

Aus den San Joaquin-Feldern fließt das Oel in einem Strom durch die Leitungsröhren zum Betrage von 25 000 Faß den Tag. Aus den Behältern treiben große Pumpwerke es dem Hafen zu, wo die Verladung auf Schiffe vor sich geht. Mit einem so starken Zufluß und mit einem beständigen Vorrat von 2,000,000 Faß an Hand wird ein Schiff im Hafen von San Luis Obispo, Port Harford, nie auf eine Ladung zu warten haben.

Abzeichen verheirateter Frauen bei verschiedenen Völkern.

Bei uns, schrieben vor dreißig Jahren die „Ill. Volksblätter in Stuttgart, ist das Häubchen das Symbol der verheirateten Frauen, und wer sich unter unseren Landbewohnern einige Zeit umgesehen hat, wird wissen, mit welchem Stolze die junge Frau auf diesen Schmuck blickt. In einigen Gegenden blidet ja das Aufsetzen der Haube einen nicht unwichtigen Akt der Hochzeitsfeierlichkeiten bis auf den heutigen Tag. Bei den Kleinrussen tragen die Frauen auch bei der größten Hitze ein dickes, baumwollenes Tuch von dunkler Farbe um den Kopf wodurch sie sich von den Mädchen unterscheiden. Die verheirateten Frauen der Mongolen haben einen Zopf, während Mädchen ihren Haarschmuck in zwei ordnen. Im östlichen Neuguinea halten Frauen ihr Haar kurz geschnitten, Männer und Jungfrauen dagegen lassen es lang herunterhängen. Wieder bei den Tschuktschen wissen die Frauen ihr Haar auf das künstlichste zusammen zu pflechten, sodaß es, wie bei den Chinesen eine Art Helm bildet. Die Ehefrauen der Mant-se, eines Völkerstammes auf den hohen Gebirgen zwischen Mongku und Hwei-le-tschan, haben die sonderbare Eigentümlichkeit, ein kleines Körbchen mit Baumwolle, an welchem die mit der linken Hand zu drehende Spindel befestigt ist, an das Ohr zu hängen.

Wahrscheinlich soll durch diese nichts weniger als glückliche Idee der Wirkungskreis der Frau angedeutet werden. In Afrika hinwiederum durchstechen die verheirateten Frauen der Babuckur, um ihren verehelichten Stand ersichtlich zu machen, in selbstquälerischer Weise nicht nur die Ränder der Ohrmuschel, sondern auch die Lippen, die obere wie die untere, mit einer ganzen Reihe von Grashalmen, die etwa einen Zoll Länge besitzen. Je 20 Stück davon sitzen in ebensovielen Löchern an den genannten Körperteilen. Auch die Nasenflügel werden auf ähnliche Weise „dekoriert", wie es auch bei den Bongo-Weibern „Un"sitte ist. Weniger schmerzvoll, aber dennoch absurd genug wollen die Frauen Wadais ihren Ehestand verraten, indem sie sich die Lippen färben und dann mit Akazienstacheln punktieren, endlich mit Eisenfeilspänen einreiben.

Triumph der Wissenschaft.

Dr. Borsch, der Sohn des bekannten Optikers J. L. Borsch, sen., in Philadelphia, welcher sich als Augenspezialist schon einen großen Ruf erworben hat, hat jetzt der französischen Gesellschaft für Heilkunde in Paris eine bemerkenswerte Mitteilung gemacht, die einen neuen Triumph moderner Augenchirurgie in sich schließt. Dr. Borsch ist es gelungen, durch Transplantation eines Teiles von einem Hundeauge auf das eines Menschen Blindheit zu heilen, und zwar bei einem Patienten, der von Geburt an vollkommen blind gewesen ist. Die durch Augenentzündung hervorgerufene Blindheit hat in derRegel seine Ursache in der Hornhaut, die ihre Durchsichtigkeit verliert. In solchen Fällen gibt es nur eine Möglichkeit, dem Kranken das Augenlicht zu schenken; man muß die kranke Hornhaut durch eine gesunde ersetzen. Dr. Borsch hat sein Experiment mit Hunden begonnen. Nachdem er die Bindehaut zurückgeschlagen hat, nimmt er einen Teil der Hornhaut aus dem Auge und legt ihn in Blutserum. Dann wird mit dem menschlichen Patienten die gleiche Operation vorgenommen; auch hier wird an der Vorderseite des Auges eine der Größe der dem Hundeauge entnommene Hornhaut entsprechende Schicht entfernt, die Hundehornhaut aufgesetzt und mit ganz feiner Seide befestigt. Die zurückgeklappten Teile werden wieder vorgeschoben und ebenfalls vernäht. Die Verwachsung dauert dann nur wenige Tage, während welcher Zeit das Auge durch eine Glasumhüllung in der richtigen Lage gehalten wird.

Ill. Staatszt.

Rußland und England in Persien.

Ueber den marokkanischen Wirren bleibt ein anderes, weltgeschichtliches Schauspiel fast unbeachtet, das sich in Persien abspielt, und einer Kraftprobe zwischen russischem u. englischem Einfluß in Vorderasien gleichkommt.

Jetzt hat Mohammed Ali wieder die Grenzen seiner Heimat überschritten. In Astrabad ist der enttronte und verbannte Schah wie ein Triumphator eingezogen. Das Volk jubelt ihm zu, und die Geschütze donnern ihm den Willkommengruß entgegen. Von dort aus will er den Vormarsch nach Teheran unternehmen und den Pfauentron zurückerobern. den jetzt sein elfjähriger Sohn Achmed Mirza als „König der Könige" innehat.

Das persische Volk sieht wohl, daß die neuen Herren die Verhältnisse um keinen Deut bessern. Der Reform-Regierung fehlt nicht nur das Geld, die versprochenen Neuerungen durchzuführen, sondern ihr fehlen sogar die Mittel, die Truppen zu besolden. Infolgedessen kann sie weder Steuern eintreiben, noch die räuberischen Bergvölker im Zaume halten.

Rußland sandte eine Kosakenbrigade nach Persien und hält trotz aller Einsprüche die Straße nach Täbris besetzt. England droht, daß es das südliche Persien besetzen lassen werde, wenn die Regierung nicht für sicheres Geleit der Karawanen auf den Handelsstraßen sorgt.

Freilich stellte England dafür der persischen Regierung die Uebernahme einer Anleihe in Aussicht. Da der Abschluß dieses Geschäfts bis heute aber nicht erfolgte, so ist wohl mit Bestimmtheit anzunehmen, daß die Engländer auch noch andere geheime Zugeständnisse forderten, welche die Staatsmänner in Teheran nicht zu gewähren vermochten.

Inzwischen herrscht namentlich in den abgelegenen Gegenden das Faustrecht. Die Türken besetzen persisches Gebiet. Der Ministerpräsident verließ in fluchtartiger Eile die Hauptstadt und kehrte auf Bitten der Regentschaft allerdings zurück, aber er kam zu spät, um dem allgemeinen Wirrwar noch Einhalt tun zu können.

Unter diesen Umständen scheinen die Dinge für einen Staatsstreich so günstig wie möglich zu liegen und der Sieg des enttronten Schahs würde einen entschiedenden Sieg des russischen Einflusses über den britischen in Vorderasien bedeuten.

— Ill. Stszt.

„Ihr habt Krieg!"

So lauteten die Worte unseres Bezirkchefs bei seiner Ankunft auf unserer Ansiedlung, nachdem er erschreckt die ungeheure Heuschreckenmenge wahrgenommen hatte, welche die grünen Felder mit einem widerlichen Rot bedeckten. Das viele Quadratmeilen enthaltende Küstenplateau vom Terek bis zum Sulak fällt dem unersättlichen Fresser anheim, der dem unsichtbaren Schlunde einer bösen Unterwelt zu entsteigen scheint. Gleich dickflüssiger Blutwellen wälzen sich Milliarden der großäugigen roten Brut durch die Felder, Gärten und Gassen der Ansiedlung, alles Grün unter sich vernichtend. Unheimlich rasseln, klappern und schnurren die Maschinenmesser Tag und Nacht durch die Leiber des rotuniformierten Feindes und durch die saftausspritzenden, teilweise abgestempelten, entlaubten Kornhalme, die noch flüssige, weiße Kornmilch mit den widerlich grünen Eingeweiden der Schmarotzer vermengend. Der Bezirkschef hat Recht: Es ist Krieg. Mitten auf der Straße steht eine Witwe. Ueber ihre nackten, braunen Füße kriecht, wimmelt die rote Flut — sie achtet es nicht — händeringend fleht sie jeden Passanten an: „Aber so kommt doch, und rettet mir mein Weniges." Nicht aus Hartherzigkeit beschleunigte er seineSchritte, nein, das Gefühl des Mitleides und das der Ohnmacht, nicht helfen zu können, treibt ihn weiter — unwillkürlich beten seine Lippen: Herr schelte den Fresser! — 10 — 12 Partien, jede 30 bis 40 Mann, bereiten täglich Massengräber, in denen ca. 3000 Pud Heuschrecken ihren Tod finden. Eine Gruppe mit 20 Mann arbeitet mit Pulverisatoren auf dem Rücken, ein Gift verstäubend, das die herannahenden Scharen töten soll. —

Mehrere Tartarenaule sind, mit ihren Oberschulzen an der Spitze zu Hilfe geeilt, doch was hilfts, was halfs? Die Felder sind dahin, nur geringwertiges Viehfutter liegt, halb zu Häcksel gefressen auf der Steppe, das kaum der Mühe wert ist, nachhause gebracht zu werden, da nun das Pferd, die Kuh verkauft werden muß, um Brot zu kaufen. Traurige Perspektive!

Soweit das Auge reicht, bewegen sich Maschinen auf und nieder. Arme und Haspel scheinen unaufhörlich gen Himmel zu winken, wie umErbarmung für die verzweifelten Menschen flehend: „Herr, schelte den Fresser„! Hier stockt die Arbeit, die Pferde stehen keuchend still — ein Junge ist vor Ermüdung vom Maschinenstuhl gefallen, seine Kräfte reichen nicht weiter, die angesammelte Last der Heuschrecken von der Platte fegen. — Was nun? Ein altes Mütterlein nimmt seinen Platz ein— wieder winken die Arme der Maschine, da kommt ein schweißbedeckter Reiter angesprengt: „Die Maschine her, die Heuschrekken sind in meiner Gerste!“ Ohne ein Wort zu verlieren wird die vom 8 Werst Entfernten geliehene Masch. ausgeliefert. „Es hilft alles nichts,“ murmelt der Mann, „nimm sie!“ O könntet ihr, die euch einige Desjatinen versagt haben, dieses „Nimm sie“ hören! — — nur den Sinn richtig deuten: „Nimm sie!“ Hört auf, nur mit den Achseln zu zucken, kommt her, euch das Naturtrauerspiel anzusehen!

Ein Augenzeuge.

Terek, Rußland.

Erfordernisse einer erfolgreichen Schulführung.

P. H. Neufeld.

Die Persönlichkeit des Lehrers. In der April Nummer des Mitarbeiters führten wir uns zwei wichtige Faktoren vor, von welchen die erfolgreiche Schulführunng abhängt: die äußere Einrichtung der Schule und die Disziplin. Aus allen jenen Betrachtungen leuchtet deutlich hervor, daß der wichtigste Faktor der Schule ihre Seele, der Lehrer ist. Von ihm hängt der heilsame Einfluß auf den Schüler ab. Alle Gesetze, Beamten, Einrichtunngen, Lehrpläne, Inspektoren, usw., wie gut sie auch sein mögen, können der Schule kein inneres Gedeihen, keine bildende und erziehende Kraft verleihen, wenn nicht die von ihnen ausgehenden Anregungen vom Lehrer verstanden, und in frisches Leben verwandelt werden. Was wird also vom letzteren zu verlangen sein, welche Eigenschaften soll er haben, welche Anforderungen sind an ihn zu stellen? Wir suchen diese Frage zu beantworten, indem wir die Hauptmerkmale eines guten Lehrers anführen.

1. Er ist Erzieher, nicht blos Lehrer oder gar blos Stundenhalter. Die Eltern vertrauen ihm auf mehrere Stunden des Tages ihre Kinder an, erwarten von ihm die geistige Ausbildung derselben, stellen aber auch, wenigstens für die Schulzeit, das physische und sittliche Leben der Kinder unter die Obhut des Lehrers. Dessen muß der Lehrer stets eingedenk sein, und seine Pflicht, seine Verantwortung im vollen Umfange fühlen. Welche besondere Anforderungen an den Lehrer aus der Bestimmung eines allgemeinen Charakters entspringen, wird bereits schon in dem Vorhergesagten fühlbar geworden sein, soll aber im Folgenden noch näher bestimmt werden.

2. Der gute Lehrer achtet und liebt seinen Beruf. Wer den Schuldienst nicht aus innerem Drange ergriffen hat, wer sich in demselben nicht glücklich fühlt,wird ihn nicht mit Freudigkeit, und daher nicht mit vollem Erfolge führen. Die Schulmeister der alten Zeit konnten schon deshalb nicht viel leisten, weil sie meist nur aus Not, und ohne inneren Drang Kinderlehrer geworden waren. Wie der Lehrer die Stätte seiner Wirksamkeit betrachten, welche Bedeutung, welche Stellung, welchen Zweck, welchen Geist er seiner Berufsstellung beilegen soll, möge hier ein Wort Diesterwegs erläutert werden: „Will man die Wichtigkeit des Lehramtes begreifen, so denke man sich einmal sämtliche Volksschulen eines Landes geschlossen und die Jugend ohne Unterricht aufwachsen. Eine völlige Barbarei würde sofort unter uns hereinbrechen. Sind die höheren Schulen und Universitäten die Träger der höchsten Kultur, so legen die Volksschulen zu dieser Kultur den Grund. Die Volksschule ist das unentbehrlichste, weil fundamentalste Glied in dem Organismus der öffentlichen Erziehung. Dieser Gedanke soll nur die Gewissenhaftigkeit des Lehrers erhöhen.“ — Die wahre Wertschätzung des Lehrerberufes hat nichts mit dem bloßen Denken, ein Lehrer zu sein, gemein: dieses Denken kommt nur aus Mangel an großen Gedanken; sie, nämlich die wahre Wertschätzung, erzeugt allerdings den edlen Stolz auf ein verdienstliches Wirken, und dieser edle Stolz ist dem Lehrer sehr nötig; sie führt aber auch zur wahren Bescheidenheit, weil gerade der Lehrer, selbst der Tüchtigste, täglich fühlen muß, wie gering seine Kraft und sein Wirken ist im Verhältnis zu seiner Aufgabe ist.

3. Der gute Lehrer liebt die Kinderwelt; ihr Wohl und ihre Entwickelung ist ihm Herzenssache, und er versteht es, sich in die Kindernatur zu versetzen, sich zu den Kleinen herabzulassen, um sie zu sich hinaufzuziehen; daher besitzt er die Achtung, das Vertrauen, und die Liebe seiner Schüler.

4. Ferner ist ihm zu eigen: Geduld- Gerechtigkeit , Herrschaft über sich selbst u. stete Wachsamkeit über die Kinder. Er läßt sich nicht vom Zorn hinreißen, nicht durch unangenehme Vorkommnisse außerhalb der Schule zu Mißgriffen in der Schule verleiten; läßt nicht die Kinder büßen, was ih mdie Eltern zu Leide getan haben, behandelt alle mit gleicher Unparteilichkeit, der Absicht, ihr Bestes zu fördern; sucht Fehler und Vergehen aller Art möglichst zu verhüten, damit er nicht viel strafen, verbessern dürfe.

6. Der gute Lehrer beherrscht den Lehrstoff, die Methode und die Disziplin. Die Disziplin ist schon bereits besprochen in der vorigen Abhandlung, über die Methode später einmal mehr. In Betreff des Lehrstoffes darf dem Lehrer die Regel gegeben werden: Lehre nicht, was du nicht weißt oder nicht kannst. Mache dich genau vertraut mit dem, was du zu lehren hast.

6. Der gute Lehrer ist fleißig und gewissenhaft. Er widmet seinem Berufe seine beste Kraft; er stiehlt nicht der Schule die Zeit; er bereitet sich auf den Unterricht gut vor, korrigiert die Schülerarbeiten sorgfältig, arbeitet in der Schule an keinen Nebenarbeiten. Der Unterricht in allen Fächern erfordert die stete Achtsamkeit des Lehrers. Er darf während desselben nicht Zeitungen oder Bücher lesen, Briefe schreiben, Handarbeiten tun usw., kurz: Alles, was nicht zur Sache gehört, was dem Unterricht und der Erziehung der Kinder nicht dient, was den Lehrer an der vollen Hingabe an seine Berufsarbeit abhält, bleibe von der Schule fern.

Wenn die Schulführung eine erfolgreiche sein soll, so ist es vor allem notwendig, daß der Lehrer seinen Schülern ein Muster und Vorbild sei. Kehr sagt: „Es ist nun einmal so, daß die Menschen mehr den Augen glauben als den Ohren und daß ein großes Muster Nacheiferung weckt und dem Urteile höhere Gesetze gibt. Der Lehrer muß dann sein, was die Schüler werden sollen, tun, was die Kinder tun sollen; unterlassen, was die Kinder unterlassen sollen; er muß den Kindern vorleben, ob sie ihn sehen oder nicht sehen, hören oder nicht hören; er muß ihr Vorbild sein in allem Guten. Beispiel wirkt mächtiger als Vorschrift! Worte sind Zwerge, Taten Riesen. Vorleben ist besser als Vordozieren.“

„Nicht als die übers Volk herrschen, sondern werdet Vorbilder der Herde.“ 1 Petri 5, 4.

—„Der Mitarbeiter.“

Frieden!

Im Haag tagt und vertagt si chin regelmäßigen Zwischenräumen die internationale Friedens-Konferenz; Andy Carnegie, der Friedensengel von Homestead, gibt $10,000,000 zur Förderung des Weltfriedens her; alle Welt arbeitet auf den Weltfrieden hin, und — an allen Enden der Welt, zivilisiert und unzivilisiert, prügeln sich die Völker umher. Die Türkei geht ernstlich gegen Albanien vor, u. bedroht sogar den Miniaturkönig Nikita von Montenegro. Wegen Marokkos liegen sich Frankreich und Deutschland in den Haaren, während England in der bekannten britischen Weise hetzt. In Portugal wollen die Royalisten mit aller Gewalt ihren verlotterten Manuel wieder haben, und das wollen die Republikaner nicht. Daß alle diese Streitigkeiten friedlich beigelegt werden können, ist kaum anzunehmen. Blutige Köpfe wird es jedenfalls in Hülle und Fülle geben.—

Doch wozu in die Ferne schweifen, während das Gute doch so nah liegt. In Mexiko haben sie ihren Präsidenten Diaz fortgejagt, nach einer angemessenen Revolution natürlich. Die Präsidenten von Venezuela, und Nicaragua sind ebenfalls gegangen . . . worden, und inzwischen kriselt es in den andern mittel- und südamerikanischen Republiken lustig weiter. In Ku-

da droht mit jedem Augenblick die ungezügeltste Anarchie loszubrechen, wenn nicht Uncle Sam, wie schon bei einer früheren Gelegenheit, mit väterlicher Hand die „Zuchtrute" schwingt, und damit einen beruhigenden Einfluß ausübt. In Haiti haben sie nun ebenfalls dem grausamen Spiele ein Ende gemacht, indem sie ihren Präsidenten Antoine Simon fortjagten. Damit ist aber die Ruhe noch lange nicht wieder hergestellt, und auch dort wird Uncle Sam vielleicht beruhigen, freundschaftlich assimilieren müssen. Einer andern Macht könnte ein solches Geschäft nicht mit vollem Vertrauen übertragen werden.

Es wird behauptet, daß Republiken undankbar sind, und das mag wohl in manchen Fällen stimmen. Castro und Zelaya, welche in ihren Republiken eine Schreckensherrschaft führten, haben ihr Geschick vollauf verdient. Und Präsident Simon von Haiti hätte wohl auch schon früher gegangen werden können. Er muß, wenn die aus Haiti eingetroffenen Nachrichten auf Wahrheit beruhen, bis zum letzten Augenblick furchtbar gehaust haben. Wer sich gegen ihn erklärte, wurde einfach hingerichtet. Es ist dies ja wohl praktisch für Simon, aber sehr unangenehm für die Hingerichteten. Hoffen wir nun, daß jetzt auch die Wirren auf Haiti ein Ende erreicht haben, daß ein neues Regime den Frieden auf die Dauer sichert.

Das ist aber nicht denkbar. Ohne Revolutionen, wenn man die großen Prügeleien so nennen kann, geht es nun einmal in den kleinen Schwester-Republiken nicht ab, denn etwas wollen die Leute doch schließlich zu tun haben.

—Brookl. Fr. Pr.

Eine Milderung.

New York, den 6. Aug.

Ein amtliches Schreiben von Kommissär Williams an die Interessenten enthielt die Mitteilung, daß die von Kommissär Williams erlassenen Verordnungen für Einwanderer-Hilfsgesellschaften, die auf Ellis Island vertreten sind, vorläufig suspendiert sind, bis der Handelssekretär Nagel, der sich mit der Angelegenheit befaßt, seine Entscheidung abgegeben haben wird.

Am Anstößigsten für die deutschen Hilfsgesellschaften war die Ordre des Kommissärs, daß sie keine Reisebillette irgend welcher Art verkaufen dürfen, wodurch sie um einen Teil der Einnahmen, die sie für die Hilfe bei Einwanderern verwenden, gebracht werden würden. Die Hilfsgesellschaften vermochten nicht einzusehen, was der Betrieb des Schiffsbillettverkaufs mit ihrer Tätigkeit zugunsten der Einwanderer zu tun hatte. Auf Ellis Island wurde jedoch auf eine diesbezügliche Frage erklärt, daß die Gesellschaften durch Lieferung von Schiffsbilletten, wenn diese von den Vertretern der Gesellschaften durch die Lieferung von Schiffsbilletten quasi Agenten der Schiffsgesellschaften sind, und sich deshalb den Dampfergesellschaften fügen müßten, wenn diese von den Vertretern der Gesellschaften eine Intervention zur Gunsten der Zulassung eines nicht erwünschten Einwanderers verlangten.

Infolge der Verordnung des Kommissärs, die auch andere anstößige Bestimmungen enthalten, hat das Leo-Haus seine Vertreter von Ellis Island zurückgezogen, und ein Komitee der Missouri-Synode, unter deren Auspizien das Pilgerhaus tätig ist, hat bei Handelssekretär Nagel Vorstellungen gemacht, die den Sekretär veranlaßten, sich mit der Angelegenheit näher zu befassen. Das Pilgerhaus hatte vom Kommissär Williams bis zum 1. August Zeit erbeten, um in der Angelegenheit schlüssig zu werden.

Besser zu wissen, daß man denkt, als zu denken, daß man weiß.

Borge dir kein Geld, um Vergnügungen mitzumachen.

Zeitereignisse.

Frankreich sendet Kriegsschiff.

Die französische Regierung hat dem Kreuzer d'Estrees, der sich augenblicklich in neufundländischen Gewässern aufhält, Befehle erteilt, sofort nach Port-au-Prince abzufahren.

Zahlreiche jolitische Flüchtlinge von Haiti, die sich auf der dänischen Antilleninsel St. Thomas befanden, darunter die Familie des Generals Le Conte, haben sich nach Haiti eingeschifft.

Waldbrände in California.

Waldbrände, die seit der letzten Woche in dem Angeles Nationalforst in California gewütet haben und die in Waldungen in den reichen Orangegegenden von Kam Bernardino, Riverside und Orange Counties angegriffen haben, sind aller Kontrolle entwachsen. Der Distriktsförster Dubois von San Francisco erhielt vom Forstbureau in Washington heutedie Nachricht, alle Hilfe, die sich nur auftreiben läßt in Dienst zu stellen, um die Flammen zu bekämpfen. Von den bedrohten Gegenden treffen dringende Gesuche um Entsendung von Militär ein.

Admiral Togo gefeiert.

Washington, 5. Aug.

Als Vertreter der Regierung der Vereinigten Staaten zollten heute Präsident Taft, Staatssekretär Knox und der stellvertretende Marinesekretär Winthrop dem Admiral Togo offiziell den ihm gebührenden Tribut der Anerkennung. Auf dem Programm stand eine fast ununterbrochene Reihe von Festlichkeiten zu Ehren des japanischen Seehelden, welcher sich heute schon wieder vollständig von den Anstrengungen des gestrigen Tages in New York erholt hatte. Zunächst hatte der Admiral dem Staatssekretär Knox und dem stellvertretenden Sekretär Winthrop Besuche abzustatten, und ihre Gegenbesuche zu empfangen und die lange Reihe der Offiziere der Armee und Marine beschäftigte ihn in seinem Hotel bis zur Mittagsstunde. Als der Admiral pünktlich um 10 Uhr vormittags das Gebäude des Staats-, Kriegs- und Marine-Departments erreichte, waren die Korridore, welche er passieren mußte, mit Menschen, namentlich mit Frauen, welche ihre Taschentücher schwenkten und dem Gaste zujubelten, dicht gefüllt. Er erschien in voller Uniform, war vom Botschafter Uchida begleitet und wurde vom Staatssekretär Knox im Diplomatenzimmer empfangen.

Bei seiner Rückkehr nach dem Hotel erteilte Admiral Togo den Vertretern der Zeitungen eine Audienz, und sprach bei dieser Gelegeneit von dem tiefen Eindruck, welchen die Persönlichkeit des Präsidenten auf ihn gemacht habe.

„Ihr Präsident," sagte er, „hat Großes im Interesse des Weltfriedens durch die Schiedsgerichtsverträge vollbracht."

Die Frage, ob er glaubte, daß die Flotten trotzdem immer noch zunehmen würden antwortete er bejahend. „Die Vergrößerung der Flotten," sagte er, „sowie des Umfanges der Schlachtschiffe ist im Interesse aller Länder unvermeidlich, und in manchen Fällen werden wir, wie ich denke, einen solchen Zuwachs wie die Aeroplane als sehr wertvoll erkenen, namentlich für den Aufklärungsdienst.

Ortschaft abgebrannt.

Aberdeen, S. D. 2. Aug.

Die etwa 250 Einwohner zählende Ortschaft Pollock, westlich von hier im Campbell Co., gelegen, wurde von einer Feuersbrunst gänzlich zerstört. Da die Telegraph- und Telephonleitungen zerstört sind, hält es schwer, Einzelheiten über den Brand zu erlangen.

Eingesandt.

Die Las Vegas Daily Optic schreibt in Nummer 225 vom 29. Juli wie folgt: „Record breaking crops on Mesa this year. Mr. E. E. Johnson, ein prominenter Real Estate Mann war letzten Sonnabend aufs Land gefahren, und erhielt überraschende Eindrücke vom Stand der Saaten auf dry farming Land. Auf dem Lande von Dav. Newcomer fand er Weizen,, der fünf Fuß und neun Zoll hoch war. Bei Mr. A. J. Gerard fand Mr. Johnson Hafer, der vier Fuß und sechs Zoll hoch war, und Millet 4 Fuß hoch. Auf der Farm von Jak. Dav. Heuser fand Mr. Johnson Weizen, 4 Fuß u. 2 Zoll lang; Millet 4 Fuß u. glaatter, harter Weizen 4 F. hoch. Die Millet-Aehren waren 4 u. einhalb Zoll lang. Dieser Millet verspricht zwei un deinhalb Tonne vom Acre. Ferner sah Mr. Johnson auf dem Lande von N. S. Belden 75 Acre Bohnen; er sah keine Spur von Unkraut auf dem Felde. Solche Bohnen geben meistens Erträge, die das Doppelte des Kaufpreises für den Acre übersteigen. Das Getreide hat lange, gutgefüllte Aehren u. beginnt zu reifen. Frisches Gemüse hat der Farmer täglich auf dem Tisch. — So sieht es aus bei Las Vegas, N. M. Wo sind die Farmer, die da Land kaufen möchten für $12.00 und $18.00 welches in wenig Jahren die Ernten bezahlen. Die Fahrt dahin kostet ja nur $25.00 hin und zurück; warum fährt man nicht hin und sieht zu, ob es wahr ist, was da oben gesagt wurde. Es wird jetzt viel Land angepriesen. Ich habe solch Land gesehen in Texas, Colorado und in New Mexiko; entschieden ist letzteres das versprechendste.

W. W. Töws,

Newton, Kans., den 2. Juli 1911.

Kollision mit Eisberg.

New York, 6. August.

Der Dampfer „Columbia" von der Anchor Line, der von Glasgow in New York eingetroffen ist, bringt die Nachricht, daß er am 2. August mit einem Eisberg zusammenstieß, und bedeutend beschädigt wurde. Trotzdem konnte er ohne Beistand die Fahrt fortsetzen. Es wurde dem Schiff ein großes Stück vom Bug weggerissen, doch ist das Loch über der Wasserlinie, so daß es leicht verstopft werden konnte.

Der Zusammenstoß erfolgte von einem dichten Nebel etwa 120 Meilen von der Küste von Neufundland entfernt. Sobald der Anprall erfolgte, gab der Kapitän Befehl für Gegendampf, sodaß die Passagiere den Eisberg noch nicht einmal zu Gesicht bekamen. Zum Andenken aber blieben viele Tonnen Eis auf dem Deck liegen, die bei der Kollision von dem Eisberg abgebrochen waren.

Maderos Ueberredungskunst.

Stadt Mexiko, 6. Aug.

Dr. Francisco Vasquez Gomez hat erklärt, daß er trotz der Entlassung seines Bruders aus dem Kabinett de la Barra und trotz der Verhaftung einiger früherer Revolutionäre, die sich mißliebig über Gomez Entlassung ausgesprochen haben, sich als Mitkandidat von Francisco J. Madero um die Vice-Präsidentschaft bewerben wird. Diese Ankündigung erfolgt, nachdem Madero und Gomez eine längere Konferenz hatten. Daß zwischen den beiden Männern eine gewissen Gespanntheit herrscht, kann nicht bestritten werden, aber trotzdem hat die Ankündigung keine sonderliche Ueberraschung hervorgerufen, da Madero mehr als einmal gezeigt hat, daß e rdurch die Macht seiner Beredsamkeit beleidigte Freunde wieder versöhnen kann. Man schließt aus der Ankündigung, daß der entlassene Minister Emilio Vasquez Gomez nicht als Präsidentschaftskandidat auftreten wird.

Frankreich.

Paris, 5. Aug.

Eine offiziöse Meldung sagt, daß die französische Regierung den Vorschlag zur Lösung der Marokko-Schwierigkeiten zwischen Deutschland und Frankreich, der bei der letzten Besprechung zwischen dem deutschen Minister des Auswärtigen und Jules Cambon, dem französischen Botschafter in Berlin, gemacht wurde, eingehend studieren will.

Kaiserin auf schnellem Wege zur Genesung.

Berlin, 5. August.

Die Kaiserin Auguste Victoria erholt sich schnell von ihrer Mandelentzündung und war schon im Stande, einen Spaziergang zu machen. Dies veranlaßt den Kaiser, sich sofort zu ihr nach Wilhelmshöhe zu begeben.

Wieviel Haustiere gibt es auf der Erde?

Das Ackerbauministerium der Vereinigten Staaten hat über den Bestand der Haustiere in der Welt eine Statistik veröffentlicht, die in mancher Beziehung sehr interessant ist. Wenn auch zugegeben werden muß, daß für große, ziemlich unkultivierte Ländergebiete die Menge nur annäherungsweise geschätzt werden konnte. Die Gesamtzahl der Haustiere auf der ganzen Erde schätzt man auf 1,500 Millionen; die meisten von ihnen, nämlich 88 Millionen, kommen auf Australien, 65 Mill. auf Argentinien, 57 Millionen auf Nordamerika. Schweine gibt es 150 Millionen, rund ein Drittel davon in Nordamerika, während von den hundert Millionen Ziegen der Welt ein Drittel in Indien lebt. Pferde gibt es ebenfalls nahezu 100 Millionen, von denen die meisten —25 Millionen — ebenfalls Nordamerika gehören, obgleich Rußland beinahe ebensoviel aufweist. Die größte Zahl an Rindvieh, nämlich 70 Millionen hat Indien; an Eseln gibt es 9 Millionen; an Maultieren 7 Millionen, die meisten in Nordamerika; an Kamelen zwei Millionen und an Renntieren, dem am wenigsten zahlreichen Haustier, nicht ganz 1 Million.

Die berüchtigte Hutnadel.

San Francisco, 2. Aug.

Die Drehung eines Frauenkopfes mag dem Vaudevillartisten Daniel Mack das Augenlicht kosten. Mack drängte sich nach Schluß der Theatervorstellung durch eine Menschenmenge in der Market Street. Plötzlich drehte eine Frauensperson mit rascher Bewegung den Kopf, und die lange, dolchartige Hutnadel drang Mack durch das Lid des rechten Auges und durch die Nase in das linke Auge. Wütend über die Berührung ihres Hutes rief die „Dame" dem Verletzten eine rüde Bemerkung zu und eilte fort.

Abermals russische Unterschleife.

Eine Revision des Baues des Stadttelephons in Kiew hat eine Reihe großer Mißbräuche ergeben, die zur Absetzung des Direktors der Telephon-Zentrale, Weber, geführt haben. Eine Anzahl städtischer Beamten sind durch Bestechung kompromittiert. In Kiew beginnt außerdem ein neuer Intendantenprozeß, nachdem festgestellt ist, daß mehrere Intendanten 750,000 Paar Stiefel als tauglich angenommen haben, von denen 80 Prozent total unbrauchbar waren.

Rußland.

Odessa, 2. August.

Eine Anzahl bewaffneter Männer drangen in das hiesige Lokal der Internationalen Harvester Co., und raubten $1800, nachdem sie den Geschäftsführer Olander verwundet hatten. Ein Polizist, der sich den fliehenden Räubern in den Weg stellte, wurde erschossen. Einer der Räuber wurde später festgenommen.

Selbstvertrauen ist der Schlüssel, der fast jede Tür öffnet.

Sage nicht, was du denkst, aber was du sagst, das denke auch.